Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 13. August 1932 Nummer 16

Inhalt

Bis ins dritte und vierte Glied . . . . . Martin Rade

200 Jahre Brüdermission . . . . . Heinrich Frick

Vom Bekennen im Gottesdienst . . . . . Andreas Duhm

Eckehart als Künder der Religion des Blutes? . . Karl Hüllweck

Um die Todesstrafe . . . . . Marianne Beth

Die Predigt der Gegenwart. Schluß . . . . . Friedrich Niebergall

Wilhelm Raabe und seine große epische „Theologia deutsch" . . . . . Karl Loewer

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam . . . Hans Bodenstieck

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart . . . . . Adolf Keller

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Nach den Reichstags- und vor den Kirchenwahlen

geht die notwendige Aussprache weiter!

Ende August erscheint die mit Spannung erwartete

II. Folge

Die Kirche und das dritte Reich

Fragen und Forderungen deutscher Theologen

Mk. 2.80, in Leinen Mk. 4.–

Die zweite Folge bringt zunächst die Stellungnahme der nationalsozialistischen Presse zu dem ersten Band und die Äußerungen mehrerer theologischer Parteivertreter. Wertvoll ist vor allen Dingen auch der Abdruck der für die „Deutschen Christen" ausgegebenen Richtlinien mit Erklärungen dazu. **Damit ist die Grundlage gegeben, zu der die evangelische Kirche in Zukunft Stellung zu nehmen hat.** Außerdem kommen u. a. zum Wort Vertreter der jungen Theologengeneration, darunter Theologinnen, Vertreter der äußeren Mission und der Judenmission, Vertreter der Deutschkirche und der Gemeinschaftsbewegung.

Eine „befreiende Tat" wird diese Sammlung genannt. Die Notwendigkeit einer Aussprache auf diesem Wege ist durch die Presse aller Richtungen einschließlich der nationalsozialistischen bestätigt. So schreibt z. B.:

die **Kölnische Zeitung**: „Dieses Buch ist für die evangelische Kirche und ihren Bestand nicht weniger bedeutungsvoll als für das evangelische Kirchenvolk."

die **Augsburger Postzeitung**: „Gehört in die Hand eines jeden um die politische und kulturelle Zukunft des deutschen Volkes besorgten Deutschen."

die **Deutschkirche**: „Von großem Wert für jeden, der die kirchliche Umgestaltung der Gegenwart mit reger Anteilnahme verfolgt."

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 16 — Gotha, 13. August 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Bis ins dritte und vierte Glied [Sp. 721] — 200 Jahre Brüdermission [Sp. 723] — Vom Bekennen im Gottesdienst [Sp. 728] — Eckehart als Künder der Religion des Blutes? [Sp. 731] — Um die Todesstrafe [Sp. 735] — Die Predigt der Gegenwart (Schluß) [Sp. 739] — Wilhelm Raabe und seine große epische „Theologia deutsch" [Sp. 745] — Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam [Sp. 751] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 757] — Bücher und Schriften: Oliver Cromwell (Bauer); Staat und Kirche (Zoellner); Volkstum und Glaube (Möckel); Ostasien-Jahrbuch (Devaranne); Wie ich für gemeindliche Diakonie warb und kämpfte (Richter); Ich glaube keinen Tod (Jaeger); Der Kirchentag ruft (Seyfert); Wahn — Europa 1934 (Gobsch); Von Gustav Adolf und dem Gustav Adolf-Verein (Schröer, Reinöhl, Blanckmeister, Lutze, Drescher, Kotzde) [Sp. 760] — Stoßseufzer nach einem theologischen Vortrag [Sp. 763] — Chronik [Sp. 764] — Ein Deutsch-Evangelischer Notfonds [Sp. 765] — Verschiedenes: Der Notfonds; Sechste Freizeit des Deutschen Bundes enthaltsamer Pfarrer in Wittenberg; Schweigt die Kirche zu verordneter Not?; Das Christlich-soziale Frauenseminar; Herbstzusammenkünfte der Freunde; Nach der Wahl; Staat, Kirche und Schule [Sp. 766] — Versammlungskalender [Sp. 768] — Anzeigen

Bis ins dritte und vierte Glied

Ich der Herr dein Gott bin ein starker eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. 2. Mos. 20, 5

Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 5, V. 5

Ein Leser fühlt sich beunruhigt durch das Wort im Mosesgesetz von dem Gott, der Vätermissetat bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern straft. Wie reimt sich das zu dem gütigen Gott? Was können Kinder und Kindeskinder für ihren Ahn? — Ich setze das Wort aus der Bergpredigt daneben von dem Gott, der Gutes tut auch an den Bösen und Ungerechten. Das ist unser Christengott.

Jener alttestamentliche Spruch ist uns Lutherischen von Klein auf vertraut durch das Nachwort zu den Zehn Geboten in unserm Katechismus:

Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen?

Er sagt also: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis ins tausendste Glied.

So wie hier im Katechismus erscheint das Wort vom dritten und vierten Glied auch immer schon im Alten Testament; nämlich so, daß es gleichsam übertrumpft und in Schatten gestellt wird durch die viel gewaltigere Tatsache, daß Gott Vätersegen will walten lassen bis in die tausendste Generation. Gegen diese überschwengliche Wohltat kann jene immerhin begrenzte Heimsuchung nicht aufkommen. Darum, so schließt auch Luther im Katechismus: Darum haben wir auch alle Ursache, daß wir diesen Gott der Zehn Gebote, diesen eifrigen, Missetat bis ins vierte Glied heimsuchenden Gott „lieben und vertrauen und gerne tun nach seinen Geboten".

Ueberall im Alten Testament, wo der Spruch von der auch die Nachkommenschaft verfolgenden Strafgerechtigkeit Gottes steht, findet sich dabei auch dieser Hinweis auf seinen viel weitergreifenden unendlichen Segenswillen. Die Vorstellung von dem Vergeltungs-eifrigen Gott erfährt damit sofort ihre Korrektur. So 2. Mos. 20, 5. 34, 7. 4. Mos. 14, 18. 5. Mos. 5, 9. 7, 10. Aber diese tröstliche Verständigung wird nun weit überboten durch jene blanke, absolute Aussage Jesu in der Bergpredigt, die durch ihren Zusammenhang besonders bedeutsam wird:

Liebet eure Feinde!
Segnet, die euch fluchen!
Tut wohl denen, die euch hassen!
Bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen!

Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

So ihr liebet, die euch lieben ..., was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also?

Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Oder wie es in der Lukasparallele heißt (6, 36):

Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.

Niemand kann leugnen, daß da ein ganz neues Gottesbild vor unsern Augen steht, gegenüber jenem alttestamentlichen.

Wir merken aber leicht, wie dort die Mitgift zu dem Worte von der Heimsuchung bis ins vierte Glied, der Ausblick auf den Segen bis ins tausendste, ein Schritt vorwärts war zu dem Vatergott, von dem ohne allen Vorbehalt Jesus zeugt. Und wenn wir nun im Alten Testament weiterlesen und stoßen etwa auf das furchtbare Kapitel 3. Mose 26 von Vers 14 an (über dieser zweiten Hälfte des Kapitels vergißt man ganz die erste): so können wir mit Händen greifen, welche Entwicklung da stattgefunden hat, welcher Fortschritt in der Gottesvorstellung. Gleichviel, ob der Mensch unter Gottes Fügung innerlich zu immer größerer Klarheit gediehen, oder ob ihm prophetische Verkündigung dabei zu Hilfe gekommen ist. Wir haben einen unschätzbaren Fortschritt in der Geschichte menschlicher Frömmigkeit vor uns. Und so allein können wir Christen das Alte Testament, sonderlich die Thora, lesen und ertragen.

Was nun aber den Gedanken des Gerichts, der Strafgerechtigkeit, der Vergeltung anlangt, so fehlt der gewiß auch im Neuen Testament nicht. Es genügt der Hinweis auf Matth. 25, 41—46. Und die Erfahrung vom Leben rings um uns her zeigt uns in erschreckendem Maße, wie alle Schuld auf Erden sich rächt, und wahrlich nicht nur an dem schuldigen Individuum; wie böse Tat auf nur allzu lange Folgezeiten hin fortzeugend Böses gebiert. Auch der Christengott liegt mit dem Bösen andauernd im Kampfe, auf Leben und Tod, Einer nur siegt. Und oft genug stehen wir erschüttert: „Wie unbegreiflich sind seine Gerichte!" Und noch immer leidet der Unschuldige mit dem Schuldigen, für den Schuldigen — gleichwie Christus am Kreuz. Aber dennoch, Sein Eifer ist ein andrer geworden, Er kämpft und siegt anders, auch sein Zorn ist Liebe, und wir dürfen das spüren, ahnen, glauben, wissen!

Sollte aber jemand finden, daß wir damit Gott in seiner Furchtbarkeit, in seiner Allmacht und Majestät nicht gerecht werden, dem wollen wir nur dies noch sagen: Sicher ist Gott der Erhabene, an den wir mit unsern Begriffen und Schätzungen nicht hinankönnen. Aber unmöglich können wir uns Gott

schlechter denken, als er uns haben will. Uns, die er zu seinem Ebenbild geschaffen und zu seiner Vollkommenheit berufen hat. Gott ist die Liebe, glaube ihm das nur. R

200 Jahre Brüdermission

Zum 21. August 1932

Wir sind jubiläumsmüde. Zu oft hat man uns zugemutet, unsern von gegenwärtigen Mühen erschöpften Geist zum Nachempfinden großer Erinnerungen aufzustacheln, und jedesmal wenn wir aus den Zauberkreisen flüchtiger Jubiläumsfeste zurückkehrten in die anhaltende Not echter Gegenwart, nahmen wir uns vor, künftighin nicht mehr der Verführungskunst von Gedenkfeiern zu erliegen. Sie lenken uns ab und machen uns alt. Wo doch alles darauf ankommt, auf das Kommende bedacht zu sein und den nächsten Schritt vorwärts zu tun!

Die evangelische Missionsarbeit weiß um diesen inneren Widerspruch: Missionsjubiläum mitten in einer noch unabsehbaren Missionskrisis? Herrnhut lädt trotzdem dazu ein, den 21. August als einen Danktag zu begehen in Erinnerung daran, daß vor 200 Jahren, am 21. August 1732, die beiden ersten Brüdermissionare, Leonhard Dober und David Nitschmann, nach St. Thomas ausgezogen sind. Mit Bedacht ist der Tag gewählt. Was hat er uns zu sagen?

1

Wir rufen uns ins Gedächtnis, was damals geschah. Wozu? Um ein Vorbild schlichter Mission zu haben, das uns im Wirrsal der Gegenwart als Führer dienen könnte? Aber seltsam befremdlich ist, was damals geschah. Leuchtet vielleicht das Ideal evangelischer Mission durch alle menschlichen Trübungen hindurch damals heller auf als unter uns? Aber dazu war doch zu menschlich, was geschah, es war zeitgebunden und geistbefangen und läßt sich leicht hinweg„erklären". Was geschah denn?

Der Graf Zinzendorf hatte in jungen Jahren in dem Franckeschen Pädagogium zu Halle das Werk der Mission kennen und lieben gelernt. Er verknüpfte seine Pläne später mit den Zwecken der 1722 gegründeten Niederlassung zu Herrnhut. Die mährischen Brüder, die hier eine Zuflucht gefunden hatten, pflegten seit 1727 die sog. „Botschaften", d. h. sie sandten Gemeindeglieder an gesinnungsverwandte Gruppen und Persönlichkeiten in aller Welt, um ihnen Mitteilung zu machen von dem aufblühenden christlichen Gemeinwesen und durch solches brüderliche Zeugnis die unsichtbare unitas fratrum [1]) in allen Landen sichtbar werden zu lassen. Abstrakt gesprochen, war es nur ein Schritt weiter in der Logik dieser Botschaften, daß eines Tages auch in die Heidenwelt hinein solche Zeugen gingen.

Den praktischen Weg fand Zinzendorf, als er im Jahre 1731 anläßlich der Krönung Christian VI. in Kopenhagen weilte. Von einem Kammermohren des Oberstallmeisters hörte der Graf bewegliche Schilderungen vom Elend der Negersklaven in Westindien. Gleichzeitig sprachen Grönländer in Kopenhagen vor, um die beabsichtigte Preisgabe der dänischen Mission in Grönland zu verhindern. Auf Zinzendorf machten die Gespräche mit diesen Fremden unauslöschlichen Eindruck. Unmittelbar nach der Heimkehr gab er in einer Abendversammlung der Gemeinde einen packenden Bericht über seine Erlebnisse. Die Wirkung war so stark, daß zwei Glieder der Gemeinde am Tag darauf unabhängig voneinander sich zum Dienst unter den Fremden meldeten. Der eine von beiden war ein Töpfer namens Leonhard Dober. Das geschah Ende Juli 1731.

Die Gemeinde war nun keineswegs gewillt, ohne weiteres auf diesen Enthusiasmus einzugehen. Man legte den Brüdern und Anderen, die sich meldeten, eine lange Bewährungsfrist auf. Auch Zinzendorf prüfte sorgfältig sowohl die Menschen als auch das Unternehmen. Der Entschluß zur Mission hielt allem stand. Die Brüder gingen so weit, daß sie bei einem Besuch des Kammermohren Anton in Herrnhut sich bereit erklärten, wenn es sein müßte, selbst Sklaven zu werden, um nur eine Möglichkeit zu finden, den westindischen Negern nahe zu kommen. Erst nach Jahresfrist, im Juli 1732, entschloß sich dann die Gemeinde zur Aussendung. Man benutzte damals unter Berufung auf die Apostelgeschichte und bei Anwendung von allerhand Vorsichtsmaßregeln zu schweren Entscheidungen das Losorakel. So entschied sich, daß Leonhard Dober und mit ihm der Zimmermann David Nitschmann nach St. Thomas in Westindien gehen sollten. Das Geschichtswerk zum Jubiläum schildert die weiteren Vorgänge mit folgenden Worten:

In der Abendversammlung des 18. August wurden beide Brüder feierlich von der Gemeine verabschiedet, und ein paar Tage darauf, in den Morgenstunden des 21. August, zogen sie aus. Zinzendorf hatte noch die ganze Nacht zuvor mit Leonhard Dober verbracht, am Morgen brachte er die Beiden in seinem Wagen bis Bautzen. Kurz vor der Stadt ließ er den Wagen halten, unter freiem Himmel knieten sie nieder, der Graf betete und segnete Leonhard Dober unter Handauflegen, dann kehrte er heim.

Wie es bei solchen Botschaftsgängen die selbstverständliche Sitte der Brüder war, zogen Leonhard Dober und David Nitschmann, wandernden Handwerksburschen gleich, zu Fuß über Wernigerode und Braunschweig nach Hamburg und von da aus zu Schiff nach Kopenhagen. Ihr ganzes Reisegut bestand in einem schlichten Bündel, ein paar Talern baren Geldes, zu denen der Graf noch jedem einen Dukaten geschenkt hatte, und ein paar Adressen guter Freunde, bei denen sie unterwegs einkehren konnten. Freilich auch diese guten Freunde wußten nur den Kopf zu schütteln über ihr sonderbares Vorhaben. Nur die Gräfin von Stolberg in Wernigerode sprach ihnen ermutigend zu und ließ sie aus dem hallischen Spruchkästlein ein Bibelwort ziehen. Das tat wohl, zumal da sie bald in Kopenhagen ihre Vereinsamung erst recht empfinden sollten. Hier hatte man überhaupt nicht ernsthaft daran geglaubt, daß die Brüder in Herrnhut eine Mission in St. Thomas beginnen würden. Ja, die Direktoren der westindischen Kompanie, an die ihnen Zinzendorf Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte, schlugen ihnen eine Reise mit ihren Schiffen rundweg ab.

Aber auch hier vermochten keine Einwände die Brüder irre zu machen. Wenn sie wirklich nicht selbst ihr Brot als Sklaven würden verdienen können, so wollte Nitschmann als Zimmermann schon Beide durchbringen, denn der Töpfer Dober würde allerdings sein Handwerk draußen kaum anwenden können. Schließlich siegte ihre Festigkeit und gewann ihnen manchen Freund. Ein holländisches Schiff war bereit, sie mitzunehmen, der Kammerherr von Pleß zwang den erstaunten Brüdern mit sanfter Gewalt das Reisegeld auf, und die Prinzessin Charlotte Amalie ließ ihnen eine Bibel und Geld zur Reiseaussteuer überreichen. Am 8. Oktober begannen sie die mühselige Seereise, über die Nitschmann ein ausführliches Tagebuch geführt hat und die bis in den Dezember hinein dauerte. Am 7. Dezember sahen sie in der Ferne die ersten Inselchen Westindiens, und am 13. Dezember 1732 tauchten die grünen Berge von St. Thomas aus den Fluten des Meeres. Um die Mittagsstunde warf das Schiff im Hafen die Anker aus, und die Boten Herrnhuts betraten das Land ihrer Sehnsucht, in ihrem dankbaren Gemüt die Losung des Tages, die wie für sie gegeben schien:

„Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit. Jes. 13, 4.
Rüstet euch, ihr Christenleute, die Feinde suchen euch zur Beute, ja Satan selbst hat eu'r begehrt."

2

Das also ist das Ereignis, dessen wir am Danktag dieses Jahres gedenken sollen. Man wird ohne weitere Beweisführung zugeben, daß es sich nicht zum Vorbild für uns eignet. Zögen wir gar den Kreis der Betrachtung noch weiter und erörterten die Folgen jener Ausreise, so würde sich der Eindruck des Befremdlichen nur noch steigern. Launen von Menschen, sowohl Freunden als Feinden des Werks, Launen daheim und draußen, ja auch die furchtbaren Launen des Schicksals, das die Gesunden reihenweise dahinrafft und Kranke aller Art durch Fährnisse hindurch rettet, scheinen die ersten Jahr-

[1]) Gemeinschaft der Brüder. DH

zehnte der westindischen Missionsarbeit zu beherrschen. Man vermißt durchaus, was als vorbedachter Plan oder als sinnvoller Ertrag von uns zum Vorbild genommen werden könnte.

Es ist aber auch nicht so, daß man durch die Seltsamkeiten hindurchdringen und ein Missionsideal aus jenen Vorgängen herausarbeiten könnte, um ihren überzeitlichen Sinn festzuhalten. Denn mit welcher Frage man auch an jene Ereignisse herantritt, man stößt immer wieder auf die Unnachahmlichkeit dessen, was damals geschah. Und doch packt der Bericht vom Aufbruch jener Boten immer wieder den aufgeschlossenen Leser. Was ist es eigentlich, das so anzieht? Ist es das Motiv zur Mission, das unverfälscht durch hinzutretende Nebenmotive rein heraustritt? Ist es vielleicht der hohe Grad von Zurüstung an Herz und Geist der Missionare? Sind es die Ziele oder die Mittel der Arbeit? Oder sind es vielleicht bloß die Reize der Neuheit? Es ist von allem etwas und es ist das alles zusammen und trotzdem ist das Wesentliche mit keiner solchen Feststellung getroffen.

Mir scheint, man müßte eine andere Ueberlegung anstellen, um zum Verständnis der Bedeutung jener Vorgänge und damit sofort zur Anerkennung ihrer Gültigkeit für uns zu kommen. Zwei Wege stehen uns zur Verfügung, um zu diesem Ziel zu gelangen: die geschichtliche Einordnung des Ereignisses in die Reihe der organisch gleichartigen Vorgänge und das Selbstverständnis, das die Beteiligten in Worten ausgesprochen haben. Nicht immer ist es den Nachfahren so leicht gemacht wie hier, nach beiden Richtungen hin das Verständnis der Vorgänge zu erschließen. Wir vermögen das Ereignis eindeutig in die christliche Geschichte zu ordnen und besitzen zahlreiche Aeußerungen des Grafen Zinzendorf, aus denen unmißverständlich hervorgeht, von welchem Bewußtsein die Brüdermission getragen war. Eine wahrhaft seltene Ausnahme aber ist es, daß so wie hier das Urteil des Beobachters und die Selbstaussage des Beteiligten übereinstimmen. Wir sind angesichts jener Ereignisse in der eigentümlich glücklichen Lage, gleichzeitig das Befremdliche der Vorgänge wahrnehmen und doch das Wesen der Vorgänge begreifen zu können. Wird doch ihr Wesen einhellig von vergleichender Geschichtsbetrachtung wie durch das Zeugnis der Brüder selbst sichtbar gemacht.

3

Das *wesentliche Geschehen* jener ersten Brüdermission zu den Heiden wird an zwei Parallelen deutlich: an Matthäus 10 und an der franziskanischen Bewegung. Die Aussendung der Jünger Jesu zum Bußruf an Israel geschah „je zwei und zwei" (Mk 6) ohne Tasche oder Geld oder Stecken oder Schuhe. Sie hatten eine Botschaft vom kommenden Reich und sollten nicht verweilen unterwegs, höchstens herbergen, wo man sie aufnahm, aber weiterziehen, wo man nicht hören wollte. Erkennt man nicht Drang der Sendung und äußerliche Armut des Jüngertums wieder in jenem Bericht über Dobers und Nitschmanns Aufbruch aus Herrnhut?

Und steht nicht zwischen Urchristenheit und der Herrnhuter „Gemeine" als geistesverwandtes, unvergeßliches Zeugnis des gleichen Triebes Franz von Assisi mit seinen Bettelbrüdern? Auch sie ziehen „je zwei und zwei" arm und rastlos durch die Lande, zu Namenchristen wie zu Heiden, zu Freund und Feind mit der Botschaft von JHM und vom neuerwachten Gemeinleben zu Seiner Ehre.

Parallelen? Mehr als Parallelen! Es ist der gleiche Strom, der aufrauscht, wie fern auch die Orte und die Zeiten voneinander sein mögen. An Matthäus 10 hält sich Franziskus nicht minder als Zinzendorf, um zu erkennen, was das ist: „*Botschaft*, ausgesandt von JHM!" Es ist die urtümliche Mission selbst, die je und je plötzlich ins helle Licht der Geschichte tritt, unverkennbar in den schlichten Zügen ihrer ewigen Wesenheit, auffällig durch ihren Kontrast gegenüber der Umwelt. Zinzendorf hebt sie so von der Religion ab:

Die Idee der Religion ist: Ich komme von den Vätern her, die haben die wahre Religion gehabt, ehe die andern entstanden; wir haben davon gehört und wollen dabei bleiben. Des Apostolats: Es müssen mehr Menschen selig werden; Heiden her, Christen her! Menschen her zum Heiland! Wenn's in der Religion nicht geht, so gehe ich zu'n Heiden ... Das Apostolat macht seinem Volk ein Odium bei allen Religionen; aber wir können uns nicht helfen, wir können das Evangelium nicht an die Kette legen.

Eine spätere Zeit hat „Mission" systematisch betrieben und ebenso betrachtet. Sie entwickelt — wie Gustav Warneck in seiner noch immer unübertroffenen Missionslehre — Motive und Organe, Aufgabe, Mittel und Ziele der Mission in reicher Vielseitigkeit. Aber keine Systemfülle kann aufwiegen die entschwundene Urmission in ihrer spontanen schöpferischen Kraft. Die bricht einfach hindurch, unbegründbar, unaufhaltsam. Im Anfang ist es so, daß die Boten „wie verlorene Schildwachten ausgesandt wurden: Gehe da und dorthin! Sie gingen. Kann ich die Sprache? Das war keine Quästion. Was soll ich da machen? Das war eine rebellische Frage. Man dachte gleich: Kann auch ein Christenmensch so denken?"

Schöner läßt sich schwerlich ausdrücken, was echter Enthusiasmus, das „Sein im Geiste", ist als in dieser Abwehr rationaler Systematik, ja Umkehr der uns vertrauten Logik betreffs Mission. Wir fragen: weshalb Mission? Jene antworten: wer nach Gründen sucht, gibt seine Unsicherheit zu verstehen. Wir fragen: wer darf senden, wer soll gehen? Jene: die Gemeinde fragt nicht, sondern handelt; der Christ zögert nicht, sondern ist eilfertig wie Christian David, der über dem Trieb einmal seinen Hut in Zinzendorfs Stube vergessen und die Stube halb gedielt liegen gelassen hat. Wir fragen nach Sinn und Zweck und Mittel der Arbeit, jene richten die Eine Botschaft aus — ER, nur ER! — und überlassen es Ort und Stunde, das Notwendige zu fügen.

4

Will man also schon Vergleiche anstellen hinsichtlich Sinn und Grund und Methode der Mission, so kann das nur so geschehen, daß jeweils *das Urtümliche in seiner Unvergleichlichkeit* sichtbar wird. Dazu aber hilft uns gerade Zinzendorf selbst am besten. Zu den verblüffenden Einsichten, die das oben genannte Jubiläumswerk Karl Müllers vermittelt, gehört das von Zinzendorf selbst dargebotene Verständnis seines eigenen Werkes.

Wir fragen zuerst nach dem *Sinn der Heidenmission* bei Zinzendorf und entdecken mit Erstaunen, daß er gerade das ablehnt, was wir herkömmlich unter Mission verstehen: Christianisierung fremder Völker durch Ausbreitung unsrer Religion. Gerade das ist *nicht* Mission, es ist „ein Werk des Teufels"! Zinzendorf und die Brüder kämpfen nicht an der Front, wo Religionen einander begegnen. Sie zeugen von des Heilands Kampf gegen die Macht der Finsternis. Die zwei Reiche Gottes und des Teufels liegen hier im Streit miteinander. Ihre Grenze und Kampffront geht — wie bei Luther — durch alle Welt und durch jeden einzelnen Menschen, auch jeden Christen mitten hindurch. Um *dies* Thema allein handelt es sich.

Religionen dagegen, auch „der Christen verfluchte Religion", sind Menschengebilde, kennzeichnend für diesen Aon, die Zeit zwischen Sündenfall und Weltende. Kommt die gewaltige Umwandlung am Ende der Zeiten, dann wird die eigentliche Bekehrung der Heiden zu Christus geschehen. Jetzt ist dergleichen nicht zu erwarten. Jetzt kann es nur darum gehen, einzelne „Seelen für das Lamm" zu werben. Wobei man wissen muß, daß auch da nicht etwa Menschen durch Menschen überredet werden, am allerwenigsten zu sogenanntem Religionswechsel, — sondern es ist so, daß ein Panier aufgerichtet wird, und sobald die Fahne sich entrollt, laufen von selbst herzu, die, längst vor der Ankunft eines Boten, von Gott selbst durch den Geist erweckt sind. *Sie erkennen in der Jesus-Kunde die klaren Schriftzüge einer Gottesbotschaft, die sie bereits vorher verschwommen geahnt haben.* Zinzendorf sagt darüber in einer Predigt:

„... es kann sein, daß ihr nach der einen Seele müßt laufen bis ans Ende der Erden; und wenn ihr werdet zu ihr sagen: Liebe Seele, es ist ein Lamm für dich geschlachtet, aber ein Gotteslamm, dein Heiland ist für dich gestorben, dein Schöpfer hat sein Leben für dich gelassen, er hat dich erlöst; da denkt beileibe nicht, daß euch der Heide oder der Wilde fragen wird: Was ist das? wie kann das möglich sein? und daß ihr da erst werdet alle eure Philosophie zusammennehmen und alles, was

ihr euer Tage gelernt habt; und wenn ihr eins nicht nehmen könnt, daß ihr die andere Methode nehmen müsset, und wenn ein Argument nicht helfen wollte, ihr ein anderes nachschlagen müsset, und alle möglichen Argumenta aufsuchen, bis ihr endlich das findet, was für den Mann ist, womit ihr den Mann auf kurz oder lang breitschlagen könntet, darum weil er das noch nicht zu beantworten weiß. — So räsonnieren die Leute, die keine geistliche Köpfe und keine geistliche Herzen haben. Aber wir, wenn wir einem Wilden seinen Heiland schon predigen, seinen Schöpfer, der ihn erlöset hat; so ist der Heilige Geist gewiß schon zehn Jahr vorher dagewesen: und wenn wir also nur können soweit kommen, ein gescheut Wort mit dem Menschen zu reden, ein deutliches, vernehmliches Wort; so sind wir nur Zeugen von dem Lamme, von seinem für ihn am Kreuz geschlachteten Schöpfer, so sind wir Zeugen des Heiligen Geistes, wir versichern's ihm, wir bekräftigen's ihm, wir drücken das Siegel auf das, was er schon lange hatte und nur nicht hat lesen oder aussprechen können. Wir schaffen ihm weder Kopf noch Hand und Fuß noch Herz: sondern wir geben ihm einige Instrumente, machen ihm Gedanken und Worte, die den vorigen helfen, und lehren's ihn anwenden."

Von solcher Auffassung aus erklärt sich das wichtige Wort: „Es ist unser Plan gar nicht, die Heiden zu bekehren. Wir glauben, daß der Heiden Zeit noch nicht sei, und alle unsre Verschickungen sind nichts als bloße Versuche und Kundschaften, und wenn ein paar Seelen bei der Gelegenheit zum Heiland kommen, ist's uns lieb. Insgemein aber denkt man, unser eigentlicher Plan sei, die Heiden zu bekehren, und daher entstehen manche Irrungen."

5

Klarer kann die Abgrenzung gegen Propaganda gar nicht geschehen als hier. Selbst A. H. Francke, der in vielen Stücken orthodoxer war als Zinzendorf, hat es nicht vermocht, so einspitzig im Geiste der frühen Reformation durch alles Kirchen- und Religionswesen hindurchzubrechen und gar nichts weiter ins Auge zu fassen als JHN und die Botschaft von Seinem Reich.

Aus welchem Grund zog man aus? Wir hörten es bereits: aus apostolischem „Trieb"! „Es gehört etwas dazu, eine gewisse Inspiration und Hingerissenheit von oben." Man kann zur „Erklärung" allerhand anführen. Das 18. Jahrhundert ist ein unruhiges Jahrhundert. Die Geister sind in Bewegungen, die Horizonte dehnen sich aus, die Menschen wandern. Im Winter 1731/32 erregte die erzwungene Auswanderung der Salzburger Emigranten weithin Aufsehen. Die Herrnhuter schickten ihnen eine brüderliche „Botschaft" zu. Sie selbst waren ja ebenfalls im Konflikt zwischen „Glaube und Heimat" des Glaubens wegen aus Mähren und Böhmen und anderen Landen fortgezogen, um in der Fremde eine neue Heimat zu finden. Parallel dem Kolonial- und Wandertrieb der Zeit geht das fromme Wandern der „predigend Reisenden, tätig Gott Preisenden" vor sich. Sie verwandeln die Not in einen Segen, aus erzwungener Fremdlingschaft machen sie die freiwillige Wanderschaft derer, die ihr Vaterland nicht hienieden haben. Aber wie immer man diesen zeitgemäßen und doch so seltsamen Botentrieb erklärend anderem menschlichen Treiben zur Seite stellen mag, — es ist zuletzt eben doch bloß Beschreibung, nicht Erklärung. Denn wer wollte „erklären", wieso und weshalb gerade hier in Herrnhut ein verbreiteter Trieb auf einmal wie gebannt auf die „armen Heiden" zielte?! Und gerade auf solche, die wirklich „arm" waren in jeder Hinsicht: westindische Negersklaven, denen gegenüber ernste Menschen im Ernst die Frage aufwerfen konnten, ob das tatsächlich Menschen oder vielleicht bloß höhere Tiere wären?! Mit Betrachtungen über Humanität und Ähnliches kommt man auch nicht weiter. Hatten doch die Brüder keine Idee und kein Programm zu bringen. Als der Kampf um die Sklavenbefreiung anhob, zögerten lange die Herrnhuter Missionen, in diesem Streit Partei zu nehmen. Nicht Humanität trieb sie — soviel sie auch beitrugen zu wahrhaft humaner Befriedung des Rassengegensatzes —, ihr Trieb war die ganz über aller Vernunft liegende, erlösende Gläubigkeit gegenüber der Botschaft von JHM.

Damit kommen wir zur letzten, entscheidenden Frage: welche Botschaft brachten sie eigentlich?

„Man muß keine christliche Idee mitbringen, keine Moral mitbringen oder lehren, sondern Evangelium." Und was ist das: das „Evangelium"? Dem Menschen in Kopf und Herz schreiben, „daß sein Schöpfer sein Heiland ist"! Auf diese klassische Formel hat Zinzendorf gebracht, was das Erzählen der „Geschichten vom Lamm", das Vor-die-Augen-Malen des Mannes Jesus, mit einem Wort: die christozentrische Predigt der Brüder sollte.

Hier ist endlich der Punkt erreicht, an dem die Geister sich scheiden müssen, auch bei diesem Jubiläum. Es ist weder „kirchlich", noch nachahmbar, was Zinzendorf im Kern meint. Nicht kirchlich, denn es bleibt das Geheimnis einer quer durch alle Religionen und Konfessionen gelagerten Bruderschaft im Geist, sich an dem „Namen Jesus" als die von einem Stamme zu erkennen. Nicht nachahmbar, denn daß der Name Jesus nicht wie andre Namen Schall und Rauch, sondern ein sehr bestimmter, einziger Inhalt ist, nämlich die Macht, die mich vergewissert, mein Schöpfer sei mein Heiland, dies eben entzieht sich jedem Zugriff menschlichen Denkens und Tuns.

Von Zeit zu Zeit treten Menschen auf und ein Gemeinkreis sammelt sich um sie, und über ihren Häuptern entrollt sich das Banner, das den Einen Namen trägt. Die Bewegung greift um sich, die Bekenner werden zahlreich, aber die Stimmen verwirren sich; die Kreise ziehen sich ins Weite, aber Kraft und Sicherheit der Richtung lassen nach. In Gefäße der Organisation ist aufgefangen, was sich auffangen ließ. So haben wir heute eine evangelische Missionsarbeit, die sich auf jene Frühzeit Halles und Herrnhuts beruft. Wir haben Missionen, wie wir Kirchen haben, gefährlich und gefährdet zugleich im Wettkampf der Religionen.

Aber weder diese Kirchlichkeit noch solche „Mission" bietet Anlaß zu einem Jubiläum. Einen Danktag halten wir dafür, daß es in und außer — vielleicht auch trotz — den Kirchen Gemeinde Jesu gibt, und daß es jenseits aller Propaganda die Mission, nämlich die Botschaft von JHM gibt, — wie es Mission der Gemeine gab vor 200 Jahren.

Marburg Heinrich Frick

Vom Bekennen im Gottesdienst

Eine Frage, die immer nicht zur Ruhe kommen will. Zum mindesten bei jeder Agenden-Erneuerung taucht sie wieder auf. Stets dasselbe unerquickliche Bild, daß zwei Frömmigkeits-Richtungen, die beide ihr Recht in der Kirche behaupten, einander reizen durch Forderungen, die der eine Teil für unerläßlich hält, der andere aber für unannehmbar. Die Einen wollen den Zwang eines Bekennens im Gottesdienst und zerstören damit die notwendige Gemeinsamkeit des Gottesdienstes, weil das Bekennen nicht aus solcher Gemeinsamkeit kommt. Die Andern wollen die Freiheit vom Bekenntnis, das nun wiederum den Ersten die unveräußerliche Grundlage des Glaubens, der Kirche und damit des Gottesdienstes ist.

Das Problem ist leider längst belastet bis zur Untragbarkeit durch die sattsam bekannte theologische Auseinandersetzung zwischen rechts und links über die einzelnen Aussagen des in Frage stehenden Bekenntnisses. Die Auseinandersetzung könnte an sich in den friedlich-sachlichsten Bahnen laufen, wenn sie nicht in dem Augenblick, da der Gebrauch des Bekenntnisses im Gottesdienst der Gemeinde in Betracht kommt, aus einer theoretischen zu einer praktischen und damit leider zu einer kirchenpolitischen würde.

Darum legt es sich nahe, bei der Behandlung des Problems einmal nicht von den strittigen dogmatischen Einzelheiten, sondern sofort von der gottesdienstlichen Praxis auszugehen.

So sonderbar es klingt: einen guten Teil der Schuld an dem Streit trägt ein unglückseliger Sprachgebrauch, daß nämlich zwei ganz verschiedene Dinge mit demselben Ausdruck „Bekenntnis" belegt sind! Hätte man für das Nicaenum, Apostolikum usw. von Anfang an ein anderes Wort gebraucht, „Glau-

bensdekret" oder ähnlich, dann wäre eine Einigung vielleicht eher erzielt worden. Denn zum „Bekennen" drängt zwar der Gottesdienst, aber das, was ihm als Material dazu, als formuliertes „Bekenntnis" angeboten wird, ist gar nicht das, wonach er verlangt.

Zum Gottesdienst gehören zwei: Mensch und Gott. Der Mensch in der Regel in der Mehrheit als gottesdienstliche Gemeinde. Gott kann vertreten sein durch ein Bild oder sonstiges Symbol oder auch in reiner Geistigkeit unsichtbar vergegenwärtigt werden. Der Mensch richtet sich auf Gott hin; er steht vor ihm, das kann auch ohne räumliche Vorstellung von der Gottheit und ohne bestimmte örtliche Gebetsrichtung gesagt werden. Es kann ferner zwischen beiden ein Vermittler stehen, ein Mensch zwar, der aber für sich die Vollmacht in Anspruch nimmt, nicht nur im Namen der anderen Menschen Gott anzureden, sondern auch im Namen Gottes die Menschen. Es tut hier nichts zur Sache, ob dieser Vermittler als „Priester" im vollen ursprünglichen Sinn des Wortes aufgefaßt wird, also je nachdem als der von Menschenseite her magisch auf den Gott Einwirkende oder der an Gottes Stelle Gebietende, Strafende, Belehrende, oder ob er nichts mehr sein will als Mensch unter Menschen, Laie unter Laien, der beauftragte Mund der Anderen, je nachdem die Gebete sprechend oder ein göttliches Schriftwort verlesend. In jedem Falle rufen Menschen die Gottheit an, in Angst oder Freude, mit Bitten, Danken, Lobpreis oder Gelöbnis, und die Gottheit gibt irgendwie ein Zeichen ihrer Gegenwart, ihrer Zugewandtheit zur Gemeinde. Eine Doppelwendung der kultischen Handlung, ein Zwiegespräch, wie es Luther für immer klassisch formuliert hat in seiner Torgauer Rede.

Hier fügt sich nun ein „Bekennen" völlig natürlich ein, wenn wir nur zunächst ganz allgemein an die Tätigkeit des Bekennens überhaupt und den aus dem Gottesdienst selbst kommenden Drang dazu denken und jene bestimmten Bekenntnisse zu vergessen suchen, um die der kirchenpolitische Streit geht. In der Richtung seines sonstigen Sprechens zu Gott läßt der feiernde Mensch auch dieses aus seinem Herzen strömen: Ich bin dein und du bist mein, ich kenne dich, ich verleugne dich nicht, du bist ja der Gott, der mir Gutes, Großes getan hat und noch tut; ich weiß deinen Namen und deine Taten, du und kein andrer bist es usw.

Nur derjenige wird ein Bekennen solcher Art verschwommen finden, der nicht loskommen kann von der vorgefaßten Vorstellung jenes statutarischen Bekennens, in dem die Momente der Genauigkeit und Vollständigkeit enthalten sind. Diese Forderung ist aber überhaupt dem Gottesdienst fremd. Predigt, Gebet und Lied, sie alle geben im einzelnen Gottesdienst nicht den Gesamtinhalt des Gemeindeglaubens wieder. Rudolf Otto trifft sicher einen guten kultischen Grundsatz, wenn er, wie für alle Teile des Gottesdienstes, so auch für das Bekenntnis wechselnde Formen empfiehlt. Da bei unserer Auffassung des gottesdienstlichen Bekennens, d. h. des Bekennens vor Gott selbst, nicht vor Menschen, die Grenzen zerfließen zwischen Bekenntnis, Hymnus und Gebet, so kann als ehrwürdiges Muster angesehen werden die „große Doxologie", am besten in der ursprünglichen Form mit der Anrede an Gott allein, nicht auch an den Gottessohn, keineswegs aus dogmatischen Gründen, sondern weil der Anruf des Menschen an Gott — und nur Gott allein — so am besten sichtbar wird. Das Bekennen liegt in der Nennung der wichtigsten Heilstatsachen, die den anrufenden Menschen mit diesem Gott verbinden, und sein Ton ist der der Freude an solchem Glauben und Wissen, nicht der der betonten Korrektheit: „Wir loben dich, wir preisen dich, wir benedeien dich, um deiner großen Herrlichkeit willen, Herr und König, Vater Christi, des unschuldigen Lammes, das auf sich nimmt die Sünden der Welt. Denn dir gebührt Lob, dir gebühret Preis, dir gebühret Ruhm, o Gott und Vater, durch den Sohn im Heiligen Geist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." So steht dieser Hymnus (die Uebersetzung findet sich so in den Liturg. Blättern II, 7) im 48. Kapitel des VII. Buches der Apostolischen Konstitutionen.

Hier ist uns ein Einblick vergönnt in die Freiheit des altkirchlichen Gottesdienstes gegenüber dem Wortlaut der liturgischen Formeln. Denn diesem „Abendhymnus" geht voran in Kapitel 47 ein „Morgengebet" mit ungefähr demselben Inhalt, aber dem Gloria der Messe schon ähnlicher. Und beide lauten in den verschiedenen Handschriften recht verschieden; so hat auch das Morgengebet nur in der einen Lesart die uns bekannte Anrede an Christus, in zwei anderen die Anrede allein an Gott als den Vater des Sohnes. Nun sind wir im evangelischen Gottesdienste doch gewiß nicht gebunden an die sklavische Uebersetzung des römischen Messe-Gloria, sondern dürfen uns, dem Zuge der Zeit folgend, auf noch älteres Gut besinnen und damit zugleich auf jene fröhliche Freiheit im Formen dessen, was der Mensch seinem Gotte zu sagen hatte in frommer Feier. Jenes liturgische Stück wird an gleicher Stelle einmal „Gebet", das anderemal „Hymnus" genannt: Gebet war Hymnus, Hymnus war Gebet, und beides war Bekenntnis! Denn jenes kirchenpolitisch-dogmatisierende Bekenntnis gab es ja im Gottesdienst noch gar nicht. So braucht auch für uns keine bestimmte Formel des Bekenntnis-Aktes zwingend zu sein, auch nicht eine jener alten Doxologien, die hier nur als Beispiel genannt sind.

Wer diese Art des gottesdienstlichen Bekennens, diese freudige, herzliche, unproblematische Art, als die wirklich dem Gottesdienste — auch dem unsrigen — entsprechende erkannt hat, wird sich sofort zurückgestoßen fühlen, wenn man nun in seinen Gesichtskreis schiebt jene ganz andere Art des „Bekennens", vielmehr der Glaubenskonstatierung, in der gar nicht der Mensch in unschuldigem Drange zu Gott emporruft, sondern der Mensch zu den Menschen — inner- und außerhalb des Kirchenraumes — gewandt Punkt für Punkt die Glaubensartikel aufzählt, Gott in der dritten Person erwähnend, mit ängstlicher Miene: „Habe ich mich genügend legitimiert?", oder gar mit drohender Miene: „Wehe dem, der nicht auch so bekennt!" Ein Bekenntnis, das anfängt mit „Ich glaube", kann im Gottesdienst nur weitergehen mit „an Dich". Das Nicaenum und das Apostolikum also sind nicht echte gottesdienstliche Bekenntnisse. Was sie sind, verraten eben jene Mienen des Sprechenden.

Die ängstliche Miene, die bei solchem Bekennen möglich ist, bedeutet entweder, daß das Bekenntnis der Prüfstein der eigenen Glaubensrichtigkeit ist, in dieser Weise angewandt in der katechetischen Sphäre, bei der Taufe als der Feier der Einführung in die Gemeinschaft der richtig Glaubenden, in der Form der Antwort auf die Abhörfragen: „Woran glaubst du?" oder sie bezeichnet den defensiven Charakter des Bekenntnisses: „Ihr meint, ich sei nicht gläubig — aber vernehmt mein Bekenntnis: es ist nicht anders als das eure!" Denn es ist nicht zu übersehen, daß die kirchenpolitischen Bekenntnisse geschieden werden sollten in aggressive und defensive (oder apologetische). Das Nicaenum ist ein aggressives, denn es scheidet aus der herrschenden Kirche einen Irrglauben aus; die Augustana dagegen ist ein defensives, denn es schließt einen vermeintlichen Irrglauben doch in die herrschende Kirche ein. Das aggressive Bekenntnis beschuldigt, das defensive entschuldigt. Dasselbe Bekenntnis kann aggressiv oder defensiv sein, je nachdem ob die Hauptkirche oder die neue, oppositionelle, zur Kirche sich erst später gestaltende Strömung es gebraucht; auf den Gebrauchsanlaß, auf die Situation kommt es an, nicht auf den Wortlaut. Die Augustana ist nicht das einzige Bekenntnis, das als defensives entstanden ist. Daß man aber überhaupt die Bekenntnisse nach diesem Gesichtspunkte der kirchengeschichtlichen Situation rubrizieren kann, muß schon bedenklich stimmen gegen ihre Eignung im Gottesdienst, der doch gerne überzeitlich gerichtet sein möchte.

Die drohende Miene beim Bekennen aber bedeutet: so ist es beschlossen an höherer Stelle, in der Versammlung der Kirche, die das Glaubensgesetz gibt, das ist korrekter Glaube, orthe doxa, worin die Kirche sich selbst für immer konstituiert; das Bekennen dieser Formel schließt in die Gemeinde der wahren Christen ein und hebt von den Ungläubigen ab, die durch das Nichtbekennen automatisch ausgeschlossen sind. Das Bekennen selbst ist schon Anklage, Ketzergericht. Das Bekenntnis ist schon in seinem Entstehen ein kirchenpolitisches Dokument, kann mithin in den Gottesdienst nur als ein Fremdkörper ein-

dringen, störend auch dann, wenn die Teilnehmer im gegebenen Falle einmütig sind, und kann so zur Quelle des Unheils werden.

Ob nun aggressiv oder defensiv: wie niemand daran denkt, die Augustana als gottesdienstliches Bekenntnis aufzustellen, weil hier der kirchenpolitische und kirchenrechtliche Charakter zu offensichtlich ist, außerdem freilich wegen ihrer Länge, so sollten auch jene altkirchlichen Bekenntnisse klar als das erkannt und gebraucht werden, was sie in Wirklichkeit sind, nicht wegen der einzelnen dogmatischen Anstöße, sondern wegen der fehlenden Anrede an Gott und der durchaus gottesdienstwidrigen, gemeinschaftsstörenden, polemischen Gedanken, die von diesen herausfordernden Glaubensthesen nicht zu lösen sind. Sonst müßte Luthers Glaubenslied ein vollkommen genügender Ersatz sein; denn es vermeidet das Dekretorische und Examinatorische; aber es ruft nicht Gott an, sondern spricht von ihm, zählt auf, darum ist es nicht ein Bekennen in jenem gottesdienstlich ursprünglichen Sinn. Ein Lied ist es wohl, aber eben nicht von der Art, wie es gerade das Bekenntnislied sein sollte: nicht Anbetungs-, Anrufungslied, sondern es gehört in die Reihe der Betrachtungs- und Belehrungslieder. Wie weit diese letzteren Lieder in den Gottesdienst gehören oder nicht gehören, sei hier nicht erörtert, ebensowenig, inwiefern die Predigt, die doch auch vom Menschen zum Menschen geredet ist und über Gott in der dritten Person spricht, trotzdem ihren Platz im Gottesdienst haben darf. An der einen Stelle in der Liturgie, an der das Bekennen der Gemeinde zu ihrem Gott in Frage kommt, ist, wenn dem Ergebnis dieser Betrachtung zugestimmt wird, die Berechtigung des „Er"-Liedes wohl noch ernster zu prüfen als an allen anderen.

Man muß zwischen Bekennen und Bekennen unterscheiden durch die Klarstellung: Bekennen im Gottesdienst muß an Gott gerichtet sein und nicht nach Menschen schielen, muß freudigen und hymnischen Charakter tragen. Diese Scheidung könnte, glaube ich, manchen Zündstoff aus der Welt schaffen. Aber vielleicht will die Welt den Zündstoff!

Heidelberg Andreas Duhm

Eckehart als Künder der Religion des Blutes?

Zu Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts"

Eine Umfrage bei maßgebenden Stellen hat ergeben, daß eine spezielle Auseinandersetzung mit Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" fehlt. Nur verstreute kritische Ansätze finden sich in einzelnen Zeitschriften, abgesehen von Schreiners Büchlein „Der Nationalsozialismus vor der Gottesfrage", in dem ein besonderer Abschnitt auch Rosenberg gewidmet ist. Ich halte aber selbst diese Ausführungen Schreiners nur für einen Ansatz, der einer weiteren und eingehenderen Ausführung bedarf. Der folgende Aufsatz ist gedacht als Beitrag zu der hier zu leistenden Arbeit.

1

Wenn man die Religiosität Rosenbergs und seines Kreises verstehen will, muß man sich besonders auf das Kapitel „Mystik und Tat" in dem eingangs genannten Buche beziehen. Hier werden die beiden Grundpfeiler einer künftigen „artgemäßen" Religion errichtet: Der Mythus von der „ewigen freien Seele" — und der „Mythus, die Religion des Blutes". Rosenberg ist sich bewußt, damit nicht etwas Neues zu verkünden. Im Gegenteil, er betont ausdrücklich, daß er nur den verschütteten Quell oder den unterirdischen Strom einer zu allen Zeiten des deutschen Volkes lebendigen Religiosität aufdecke. Am klarsten, ungetrübtesten sprudle dieser Quell, flute dieser Strom in dem einzigartigen religiösen Genius des Mittelalters, dem Meister der deutschen (nicht römisch versüßlichten) Mystik: Eckehart. Rosenberg findet scharfe Worte, daß man Eckehart, dessen hohe geistige Freiheit selbst Luther nicht mehr zu erringen vermochte — nach der jahrhundertelangen Knebelung durch die herrschsüchtige Kirche —, daß man ihn und sein Werk dem Volke so lange vorenthalten habe. Nicht Luther, Eckehart sei die große Zukunft des erwachenden, zu seinem eigenen Selbst kommenden germanischen Volkes, die Erfüllung seiner religiösen Sehnsucht. Und zwar eben in dieser doppelten Beziehung: als Künder der ewigen freien Seele — und als Künder des Mysteriums des Blutes. Das ist nicht zu verstehen als ein Nebeneinander, sondern als ein geheimnisvolles Ineinander: „Rasse und Ich, Blut und Seele stehen in engstem Zusammenhange." Nur der Blutsverwandte kann den Seelen-Mythus verstehen, nie und nimmer der blutsmäßig Fremde.

Man kann sich selbstverständlich mit Eckehart theologisch auseinandersetzen wollen und wird das auch müssen, so wie sich Luther einst energisch gegen die ihm wohlbekannte Mystik abgegrenzt hat; hier kommt es allein darauf an, nachzuprüfen, ob Rosenberg Eckehart überhaupt richtig deutet. Ob er ihn nicht mißverstanden hat, weil er sich — nicht anders als Mathilde Ludendorff — sehr oberflächlich mit seinen Quellen beschäftigt. Hat er vielleicht gar mißverstehen wollen? Eine Frage, die sich einem auch bei Mathilde Ludendorff aufdrängt. Möglicherweise kennt der Balte Rosenberg den deutschen Charakter doch insofern recht gut, als er weiß, daß der Deutsche, gerade der gesunde und noch nicht verdorbene, an seiner Tradition hängt und das um so lieber aufnimmt, was ihm traditionsmäßig bezeugt wird.

Wir können hier davon absehen, daß Rosenberg die von der theologischen Wissenschaft als ungenügend gekennzeichnete Uebertragung der Eckehartschen Predigten von Büttner (Diederichs Verlag 1923) benutzt hat. Es wäre wohl zu erwarten gewesen, daß ein Autor, der Eckehart eine so entscheidende Rolle im gegenwärtigen und künftigen Geistesleben zuweisen will, seine Kenntnis unmittelbar aus den Quellen geschöpft hätte. So verlangt es jedenfalls deutsche Gewissenhaftigkeit. Es ist merkwürdig, daß diejenigen, die in allererster Linie von der germanischen Wesensart reden, sie für sich vermissen lassen. Zum mindesten könnte man doch verlangen, daß Rosenberg die Ausgabe Büttners unvoreingenommen und gründlich benutzt. Das ist aber nicht der Fall, wie ich sogleich nachweisen werde.

2

Es ist natürlich hier nicht der Ort, die Theologie Eckeharts des längeren und breiteren zu entfalten. Nur wenige, zum Verständnis des Folgenden notwendigen Grundzüge sollen herausgestellt werden.

Nach Eckehart kann der Mensch in dem Grunde seiner Seele Gott selbst finden. Er kann ihn dort ent-decken. Denn das innerste Selbst der Seele ist identisch mit Gott. Genauer müßte man sagen: mit der Gottheit. Die Gottheit ist das Wesen, das — selbst gestalt- und formlos — in den Dingen „west". Es ist, wie Eckehart sich in verschiedenen Variationen äußern kann, das „Einig-Eine, sonder Bestimmtheit und sonder Eigenschaft". „Ein Was, entnommen allem Dies und Das." Oder: „Die stille Wüste, in die niemals etwas Unterschiedliches hineinlugte" — das „namenlose Nichts"; die „lautere, pure klare Einheit", „in der alle Dinge still werden".[1]) Zu diesem Wesensgrunde, der in allen Dingen ist — auch in der Tiefe der eigenen Seele — soll nun der Mensch durchstoßen, oder, wie Eckehart sich ausdrückt, hindurchbrechen. Der Akt des „Durchbruchs" ist das eigentliche religiöse Grunderlebnis. Hierin erfüllt der Mensch seine göttliche Bestimmung. Hierin leuchtet das göttliche „Fünklein", von dem Eckehart so hinreißend predigen kann. Wie ereignet sich nun dieser religiöse Durchbruch? So, daß der Mensch (in strenger Folgerichtigkeit des Gottesgedankens) sich löst von allen endlichen Dingen, denen er naturgemäß verhaftet ist — allem abstirbt, was irgendwie vereinzelt ist und d. h. Form und Gestalt besitzt. Dieses Absterben gilt natürlich auch der Seele selbst, sofern

[1]) Ich zitiere nach Büttner, um anzuzeigen, daß Rosenberg auch bei der Beschränkung auf Büttner nicht zu seinen Resultaten kommen konnte. Die betreffenden Stellen, namentlich die Belegstellen unter dem 3. Abschnitt, sind mit dem althochdeutschen Text (herausgegeben von F. Pfeiffer, 1857) verglichen worden. Nur das Zitat aus der Predigt über „das Gottesreich" konnte nicht nachgeprüft werden, weil Büttner hier aus einer von Jostes erschlossenen Nürnberger Quelle schöpft.

auch ihr, in ihrer zeitlichen Gestalt, eine bestimmbare Form eignet. Konsequent fordert Eckehart eine „vernichtete Seele". Nicht in ihrem faßlichen, individuellen So-sein ist die Seele göttlich — sondern in dem unfaßlichen, namenlosen, aller Geschiedenheit und Verschiedenheit vorausliegenden Wesensgrunde. Das will streng beachtet sein, wenn man Eckehart nicht mißverstehen will. Wenn er an bestimmter Stelle fordert, sich frei zu machen von allem, was dem eigenen Wesen eine fremde Zutat geben könnte (Büttner, 1. B. S. 67), dann ist mit dem „eigenen Wesen" jenes namenlose, unfaßliche Wesen gemeint, demgegenüber alles, was Gestalt besitzt (auch das bestimmt geformte seelische Wesen), eine „fremde Zutat" ist. Niemals ist das Wesen bei Eckehart zu verstehen in dem modernen Sinne des individuellen oder gar rassischen Wesens. Auch die Rasse gehört für Eckehart, wenn ihm der Gedanke überhaupt nahe läge, zum Irdischen, das überwunden werden will. Wir wollen hier nur andeuten, daß die Seelenlehre Eckeharts einen deutlichen Unterschied zu der biblischen aufweist. Die Bibel kennt nur den überweltlichen Gott, der die Welt aus dem Nichts geschaffen hat — und zwar so, daß er — als der Schöpfer — in strenger Geschiedenheit von allem Seienden steht. Die menschliche Seele ist auch in ihrem Tiefengrunde nicht göttlich, sondern geschöpflich; auch nicht ursprünglich, sondern gefallen. Hier soll jedoch, wie eingangs betont wurde, nur der Frage nachgegangen werden, ob Rosenberg Eckehart richtig deutet.

Ist bei Eckehart wirklich „die Religion des Blutes" — neben dem Mythus von der ewigen, freien, adligen Seele — zu entdecken? Einer solchen epochemachenden Entdeckung rühmt sich Rosenberg ausdrücklich (Mythus S. 264).

Die Frage ist eigentlich grundsätzlich schon entschieden durch die vorangegangene Darlegung der Gesamtanschauung Eckeharts. Von einer „rassen-gebundenen" Seele, von der Rosenberg reden will, kann Eckehart schlechterdings nicht reden. Denn die Intention Eckeharts geht ja darauf, die Seele von aller Gebundenheit zu lösen. Es ist ein Widerspruch in dem Buch Rosenbergs, daß es im selben Atemzug von der freien und der rassegebundenen Seele sprechen kann. Die Rassenseele (wenn es eine solche gibt) ist die Seele, die eine bestimmte zeitliche, also endliche Gestalt hat, die sich, wie Rosenberg will, als solche auch zur Darstellung bringen kann. Eckehart hingegen postuliert ausdrücklich, daß die Seele allem entwerde, was der Darstellung fähig ist. Ich zitiere zum Schluß dieses Abschnitts ein Wort aus Eckehart: „Doch kann ihr" (der Seele) „das" (die reine Gottesschau) „nicht eher beschieden sein, als bis sie alles, was Gestalt und Form besitzt, hinter sich gelassen hat, so daß sie solches weder in sich selber finde, noch dabei Rast suche" (Büttner, 1. B. S. 195).

3

In welchen Worten Eckeharts glaubt Rosenberg nun des näheren die Entdeckung einer „Religion des Blutes" machen zu können?

Es sind etwa drei bis vier Stellen, die aus dem Gesamtwerk Eckeharts angeführt und — das ist das Kennzeichnende für die „Methode" Rosenbergs — einfach aus dem Zusammenhang herausgerissen werden. Es ist einmal das Wort, das ich bereits oben anführte, wonach der Mensch sich von allem freizumachen habe, was seinem Wesen eine „fremde Zutat" gebe. Eine Kritik erübrigt sich. Fernerhin beruft sich Rosenberg auf eine Stelle aus dem „Buch vom Troste". Rosenberg sagt wörtlich: „In einer Predigt (über 2. Kor. 1, 2) unterscheidet Eckehart zwischen dem Blut und dem Fleisch. Unter Blut versteht er (wie er glaubt, mit St. Johannes) alles, ‚was im Menschen nicht seinem Willen untertan ist', also das im Unterbewußtsein Wirkende, ein Gegenstück zur Seele." (Mythus S. 264 f.)

Man muß hier Rosenberg den allerschwersten Vorwurf der wissenschaftlichen Fahrlässigkeit machen. Warum zitiert er nicht die ganze Stelle? Ich füge sie hier an, ebenfalls nach Büttner:

St. Johannes in seinem Evangelium sagt, daß allen denen Macht gegeben ist, Gottes Söhne zu werden, die nicht (sic!) [2]) aus dem Blute noch aus Fleisches- noch Manneswillen, sondern aus Gott, aus ihm allein, geboren sind. Mit dem Blute meinte er alles, was im Menschen nicht seinem Willen untertan ist. Mit dem Fleischeswillen, was zwar dem Willen untertan, jedoch mit Widerstreit und Hinneigung zu fleischlichem Begehren: es gehört gemeinsam der Seele und dem Leibe an, nicht eigentlich der Seele allein; davon werden deren Vermögen müde und krank. Unter dem Manneswillen aber versteht St. Johannes die höchsten Kräfte der Seele, deren Natur und Wirksamkeit unvermengt ist mit dem Fleisch ..., in denen (sic!) der Mensch nach Gott gebildet, an denen er von Gottes Geschlecht und Sippe ist.

Und doch! da auch sie nicht Gott selber sind, sondern in und mit der Seele geschaffen: so muß sie auch ihrer noch entbildet, in Gott allein übergebildet, in ihm und aus ihm geboren werden, so daß er allein ihr Vater sei. (Büttner, 2. B. S. 52.)

Eckehart teilt hier das menschliche Wesen in verschiedene Stufen ein: Blut — Fleischeswille — Manneswille. Der Begriff „Blut" ist bei Eckehart vieldeutig (vgl. unten). Hier ist das Blut zweifellos das einfach Animalische, das Indifferente (Schlaf, Essen, Trinken usw.; also die natürlichen Bedürfnisse, die sich automatisch einstellen und darum dem Willen des Menschen nicht untertan sind). An ein seelisches, auch unterbewußtes Vermögen denkt Eckehart überhaupt nicht. Denn von dem Blute unterscheidet er ja sehr deutlich alles Seelische und sein Vermögen. Kurz gesagt: Für Eckehart ist der Mensch niemals „kraft seines Blutes" Gottessohn. Rosenberg unterschiebt also Eckehart das genaue Gegenteil von dem, was er meint. Man sieht an diesem Schulbeispiel deutlich, zu welchen Mißgriffen Voreingenommenheit führen kann.

Als weiteren Beleg für seine These führt Rosenberg sodann eine Stelle aus der Predigt über Matth. 10, 28 an. Auch hier zitiert Rosenberg nur ein herausgerissenes Wort. Ich bringe der Einfachheit halber die ganze Stelle und sperre das von Rosenberg gewählte Zitat.

Fürchtet nicht, die euch töten wollen dem Leibe nach, denn die Seele vermögen sie nicht zu töten. Darum nicht, weil Geist den Geist nicht töten kann; nur Leben geben kann ein Geist dem anderen. „Die euch töten wollen", ist nur das Blut und Fleisch an ihnen; und nur als dieses stirbt ein Mensch durch den anderen.[3]) Das Edelste, was am Menschen ist, ist das Blut — wenn es recht will. Aber auch das Aergste, was am Menschen ist, ist das Blut — wenn es übel will. Hat das Blut über das Fleisch die Oberhand, so ist der Mensch demütig, geduldig und keusch und hat alle Tugend an sich. Hat aber das Fleisch über das Blut die Oberhand, so wird der Mensch hochfährtig, zornig und unkeusch und hat alle Untugend an sich. (Büttner, 1. B. S. 162.)

Was ergibt sich aus der hier angeführten Stelle? Offenbar nur dies, daß Eckehart über keine festgeprägte Terminologie verfügt, da er diesmal dem Blute eine Entscheidungsgewalt, eine Einflußmöglichkeit auf das Fleisch einräumt. Blut ist hier, darauf verweist Schreiner in seinem Büchlein, etwas Willenhaftes. „Das Blut wird zum Subjekt einer sittlichen Entscheidung." Das ist eine ganz andere (nicht naturalistische) Auffassung von Blut, als wir sie heute haben. Ausdrücklich wird betont, daß das Blut nicht etwa von Natur etwas Edeles oder Adliges oder Böses sei —, sondern daß es in der Entscheidung stehe, ob es gut oder übel wollen will. Der Satz nach dem Zitat Rosenbergs macht es m. E. deutlich genug, daß jeder Mensch in dem Widerstreit zwischen Fleisch und Blut steht, ganz gleich, ob es sich um den rassereinen oder bastardierten Menschen handelt. Es geht nur darum, ob das Blut das Fleisch (das fleischliche Begehren) bezwingen oder ob es ein Höriger des Fleisches werden will.

Der jeweiligen Entscheidung entsprechend ist das Blut edel oder arg. Man beachte zudem, daß die ganze Stelle, die in nur losem Zusammenhang mit den folgenden Ausführungen der Predigt steht, reichlich dunkel ist. Ich möchte annehmen, daß das Blut, das über das Fleisch herrscht oder sich von ihm beherrschen läßt —, identisch ist mit dem „Fleischeswillen", von dem wir im vorigen Zitat hörten. Wenn Rosenberg gerade in diesen Sätzen das „letzte ergänzende Wort" zu Eckeharts Gesamtanschauung, nämlich die Entdeckung des Mysteriums des Blutes, sehen will, so ist das ebenso unhaltbar wie töricht.

[2]) Sperrung stammt von mir.

[3]) „Die iuch toeten wellent daz ist bluot unde fleisch, unde daz stirbet mit einander" (Pfeiffer S. 179).

Es bleiben schließlich noch zwei sogenannte „völkische Bekenntnisse" Eckeharts übrig. Das eine davon ist dem ganzen Buche Rosenbergs als Motto vorangestellt. Es stammt aus der Predigt über „das Gottesreich" und lautet: „Diese Rede ist niemand gesagt, denn der sie schon sein nennt als eigenes Leben, oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens." (Büttner, 2. B. S. 171.) Rosenberg deutet das dahin, daß Eckehart seine Rede nur richte an die „Träger des gleichen oder verwandten Bluts" — nicht an „seelisch Fremde und blutsmäßig Feindliche". Als ob es für Eckehart diese Fremdheit gäbe! „Fremd" und „feindlich" sind Begriffe, die einen Sinn nur haben in der Welt der Mannigfaltigkeit und Geschiedenheit. Eckehart redet aber zu solchen, die entweder aller „Mannigfaltigkeit und Geschiedenheit" schon entworden sind oder die die Sehnsucht nach dem einen ewigen, allen Erscheinungen zu Grunde liegenden Wesen in sich tragen. Geschichtlich betrachtet sind von Eckehart die religiös erregten Laienkreise der damaligen Zeit gemeint. In seiner Predigt, eben jener Predigt über das Gottesreich, aus der das oben zitierte Wort stammt, legt Eckehart die Identität von Seele und Gottesreich oder Seele und Gottheit dar. Sie ist in gewissem Sinne der Höhepunkt der Eckehartschen Theologie. Wenn Eckehart wirklich das meinte, was Rosenberg darin lesen will, so würde er seine eigene Rede nicht begriffen haben. Wir nehmen eher und wohl mit Recht an, daß Rosenberg sie nicht begriffen hat oder nicht begreifen wollte.

Nicht anders steht es schließlich mit dem vermeintlich völkischen Bekenntnis, das die Ablehnung alles Fremden zum Ausdruck bringen soll. „Kein Gefäß kann zweierlei Trank in sich bergen: soll es Wein halten, so muß man das Wasser ausgießen, daß auch nicht ein Tropfen bleibt." (Büttner, 2. B. S. 62.) Der Sinn liegt für den, der sich nicht selbst, sondern Eckehart hören will, deutlich auf der Hand. Es ist nur eine andere Form für die dauernd wiederholte Forderung der „Abgeschiedenheit", in der der Mensch sich radikal von aller Dies- und Dasbestimmtheit der Seele löst, um zu seiner eigentlichen Wesenheit zu kommen. Die seelische Bestimmtheit durch das Rassemoment gehört, so darf man im Eckehartschen Sinne wohl interpretieren, zu dem Wasser, das bis auf den letzten Rest ausgeleert werden muß. Aber hier kann man sich ja immer nur wiederholen.

Das also sind die Stellen, auf die sich Rosenberg für seine Religion des Blutes beruft. Man ist erstaunt, wie Rosenberg darauf seine „epochemachende Entdeckung" gründen kann. Wie in dem ganzen Buche, so zeigt sich auch hier, daß Rosenberg jede Qualität eines ernstzunehmenden Religionsphilosophen fehlt. Es brauchte keine Feder um dieser Arbeit willen gerührt zu werden, wenn Rosenberg nicht einen immensen Einfluß — als Vorsitzender des Kampfbundes für deutsche Kultur — gerade auf die heutige Jugend hätte. Um ihretwillen muß die Auseinandersetzung mit Rosenberg geführt werden. Allerdings — wird man überhaupt noch hören wollen?

Köthen Karl Hüllweck

Um die Todesstrafe

Die Todesstrafe wurde in Deutsch-Oesterreich für das „ordentliche Verfahren" mit Gesetz vom 3. April 1919 abgeschafft. Das bedeutet, daß bei außergewöhnlichen Notlagen des Staates (in Fällen des Aufruhrs, wenn die übrigen gesetzlichen Mittel zu dessen Unterdrückung nicht ausreichen, ferner wenn in einzelnen oder mehreren Bezirken Mord, Raub, Brandlegung, Eigentumsgefährdung durch Gewalttaten oder einzelne dieser Verbrechen in besonders gefahrdrohender Weise um sich greifen, oder wenn die militärische Zucht und Ordnung gefährdet ist, so daß das Standrecht verhängt werden muß) für die Verbrechen, derentwegen es angeordnet wird, zugleich die Todesstrafe angedroht werden muß. Damit ist angeknüpft an eine alte österreichische Rechtstradition. Schon das „Allgemeine Gesetz über Verbrechen" Josefs II. vom Jahre 1787 hatte die Todesstrafe dem standrechtlichen Verfahren vorbehalten. Doch hatte dieses Gesetz, welches von dem Prinzip größtmöglicher Abschreckung durchdrungen war, an Stelle der Todesstrafe so harte zeitliche Strafen gesetzt (Schiffsziehen an der Donau), daß es humaner schien, schnell als langsam zu töten, und die Todesstrafe bald wieder eingeführt wurde. Faktisch war sie schon seit längerer Zeit nicht mehr in Uebung. Das letzte Todesurteil (im zivilrechtlichen Verfahren) wurde im Jahre 1902 vollzogen; und es war in den weitesten Schichten der Bevölkerung bekannt, daß Kaiser Franz Joseph unabhängig von der Qualifikation der Tat kein Todesurteil mehr unterschreibe. Ob aber die „Androhung" durch das Strafgesetz dennoch als Abschreckung gewirkt habe, wie von mancher Seite angenommen wird, scheint schwer auszumachen; es lassen sich weder für noch gegen sie sichere Beweise führen.

Verhängt wurde die Todesstrafe, obgleich im Gesetz auch für andere Delikte wie qualifizierte Brandlegung, Hochverrat u. a. angedroht, schon seit langer Zeit nur für Mord und räuberischen Totschlag. Interessant ist, daß die Umwandlung der Todesstrafe im Gnadenwege auch schon in der Vorkriegszeit meist nicht auf „lebenslängliche Kerkerstrafe" erfolgte, sondern nur auf zeitlichen Kerker von 16 bis 20 Jahren, recht häufig auch auf ein geringeres Strafmaß. Man fand also mit recht milden Strafsätzen sein Auskommen. Und auch in der Nachkriegszeit, wo vom Gesetze absolut die lebenslängliche Kerkerstrafe für die einst mit Todesstrafe belegten Verbrechen angedroht ist, wird diese nur in 6% der Verurteilungen verhängt — wobei beachtet werden muß, daß auch dann noch die Verhängung einer solchen Strafe keineswegs wirklich zu einer lebenslänglichen Einkerkerung zu führen pflegt, wenn sich der Verurteilte nur einer halbwegs guten Führung befleißigt. Die Strafsätze werden immer milder. Als ein recht abschreckender Fall aus der Gesellschaft (ein Herr hatte seine Geliebte, eine ägyptische Prinzessin, in der Oper erschossen) zu Verhängung einer 8jährigen Kerkerstrafe führte, wurde diese „Härte" besonders in Fachkreisen vielfach kommentiert.

Die Abschaffung der Todesstrafe konnte sich aber kriminalpolitisch nicht rein auswirken. Denn sie verband sich mit einer gleichzeitigen und ungewöhnlichen Entwicklung in der Rechtsprechung für schwerste Kriminalfälle, eben jenen, für welche früher Todesstrafe und jetzt lebenslängliche oder mehr als 20jährige Kerkerstrafe vorgesehen ist. Ueber solche Verbrechen urteilen nämlich „Geschworenengerichte". Und die Haltung dieser Gerichte hat zunehmend in den letzten Jahren eine Richtung eingenommen, die zu schweren Erschütterungen im Rechtsleben und Rechtsgefühl führte. Zu einer offenen Darstellung dieser Schwierigkeiten kam es, als sich aus einer Protestkundgebung gegen ein freisprechendes Urteil eines Geschworenengerichtes die Unruhen des berüchtigten Juli 1927 entwickelten, die zum „Brand des Justizpalastes" und vielen Todesopfern führten.

Wir stehen hier vor dem außerordentlich schwierigen Problem der Psychologie der Geschworenen. Die Geschworenen sind nämlich keineswegs geneigt, dazu beizutragen, daß harte oder überhaupt Strafen verhängt werden. Sie bedienen sich hierzu verschiedener Mittel. Das legalste und richtigste ist, daß sie Fürbitte für den Angeklagten einlegen, nachdem sie den Wahrspruch abgegeben haben, der seine Schuld feststellt; in Oesterreich ist es ja so, daß die 12 Geschworenen für sich allein, in Abwesenheit der Berufsrichter, über die Schuld beraten und daß dann die Berufsrichter für sich allein, in Abwesenheit der Geschworenen, innerhalb des durch den Wahrspruch der Geschworenen festgelegten Tatbestandes die Strafe ausmessen. Die Geschworenen haben also keinen direkten Einfluß auf das Strafmaß. Eine andere Methode, dem Schuldigen eine mildere Bestrafung zu sichern, liegt darin, die Qualifikation des Verbrechens selbst zu mildern, so daß sie z. B. nur auf Totschlag, nicht auf Mord erkennen und anderes. Dieser Weg wurde von den Geschworenen schon vor dem Kriege vielfach eingeschlagen, im Jahre 1905 in 66% der ihnen vorliegenden Fälle, im Jahre 1912 in etwa 47%. Das jetzt aber immer häufiger praktizierte Verfahren ist der Freispruch trotz offenbaren Vorliegens des Tatbestandes. Im Durchschnitte endeten in den Jahren 1908—1912 17% aller Geschworenenurteile mit Freispruch; in den Jahren 1925—1929 30%. Selbstverständlich wird der Freispruch in einer Reihe von Fällen sachlich gerechtfertigt sein. In sehr vielen Fällen aber handelt es sich um offen-

bare Fehlurteile. Teils kommen diese Fehlurteile durch juristischen Irrtum der Geschworenen zustande, die selbst durch den Freispruch überrascht waren, da sie etwas anderes mit ihrem Wahrspruch beabsichtigt hatten. Teils sind die Fehlurteile auf politische Voreingenommenheit zurückzuführen, wie z. B. jüngst ein Mörder freigesprochen wurde, um das „politische Regime, das er bekämpfte, zu verurteilen" — hier haben die „Geschworenenschulen", die zuerst die Sozialdemokratie einrichtete, unheilbaren Schaden gestiftet, insbesondere, indem sie das Zutrauen in die Objektivität der Geschworenengerichte erschütterten und eine ernste Justizkrise hervorriefen, nach beiden Seiten. Ueberhaupt hat die Politisierung der Geschworenen nach dem Kriege verheerend gewirkt, die dadurch gegeben war, daß die Parteien offiziell bei der Zusammenstellung der Geschworenenlisten beteiligt wurden. Drittens sind solche offenbaren Fehlurteile auf sentimentale Ursachen und auf schwere populäre Mißverständnisse in Fragen der Zurechnungsfähigkeit, der Vererbung zurückzuführen. Aus populär vergröbertem Determinismus wird ein Geschworenengericht leicht auf Freispruch erkennen, wo nur immer in der Vorgeschichte oder Gemütslage des Angeklagten psychologische Verbindungsfäden zur Tat sich aufweisen lassen.

Alle diese Umstände zusammen haben nun zu der populären Anschauung geführt, daß es genüge, vor die Geschworenen gestellt zu werden, um der Strafe für seine Tat zu entgehen. Man hört ganz allgemein, auch in Juristenkreisen, das Spottwort: „da er einen Diebstahl begangen hat, wird er eingesperrt; hätte er jemand erschlagen, würde er freigesprochen". Denn über „Diebstahl" und andere Verbrechen geringeren Grades urteilt das Schöffengericht unter Leitung von Berufsrichtern, das streng im Rahmen der Gesetze urteilt; über Kapitalverbrechen aber das Geschworenengericht, bei dem man größere Aussicht hat, straffrei auszugehen.

Dabei ist die Haltung der Geschworenengerichte, je nachdem aus welchen Bevölkerungskreisen ihre Zusammensetzung erfolgt, sehr verschieden. In Wien ist die Praxis von Landesgericht I (städtische Rekrutierung) von der des Landesgerichtes II (zum Teil ländliche Geschworene aus dem Burgenland) sehr verschieden.

All das und insbesondere die entsetzliche überhandnehmende Geringschätzung des Menschenlebens, des eigenen wie des fremden, muß man im Auge behalten, wenn man die Tatsache würdigen soll, daß in der Nachkriegszeit in Oesterreich die Zahl der Mordtaten und sogar die Verurteilungen wegen Mordes zugenommen haben. In den Jahren 1908—1912 gab es auf dem Gebiet des jetzigen Oesterreich 176 Verurteilungen wegen Mordes, in den Jahren 1925—1929 322 Verurteilungen, während die sonstigen Gewalttätigkeiten nicht zunahmen. Einige sehr krasse Fälle der letzten Zeit führten dazu, daß der damalige Bundeskanzler Dr. Buresch in Aussicht stellte, eine Volksbefragung über Wiedereinführung der Todesstrafe durchzuführen. Dieser Vorschlag will meines Erachtens allerdings zunächst vom Standpunkte der Politik beurteilt sein; er erfolgte in einem Augenblicke, wo die Regierung froh sein mußte, irgendein Diskussionsthema in die Bevölkerung zu werfen, das ihre Aufmerksamkeit von der wirtschaftlich gespannten Lage ablenken könnte.

Dieser Vorschlag, die Strafsätze so entscheidend zu erhöhen, muß auch unter dem Gesichtspunkt beurteilt werden, der oben charakterisiert wurde, daß weder Geschworene noch Richter derzeit bereit sind, die ihnen durch das Gesetz jetzt schon eingeräumten Machtmittel auszunützen und derzeit fast niemals auf die Höchststrafe erkennen. Von Juristenkreisen her findet sich auch kaum eine Befürwortung einer faktischen Wiedereinführung der Todesstrafe; allenfalls erwartet mancher von einer Androhung derselben im Gesetz (auf dem Papier) eine abschreckende Wirkung, auch wenn der Androhung niemals die Ausführung folgen würde. Daß die Todesstrafe in Oesterreich in Friedenszeiten noch einmal zur Anwendung kommen könnte, daran wird in Juristenkreisen wohl nicht mehr gedacht. Anders liegt die Stimmung in manchen anderen Kreisen; insbesondere den praktisch und theoretisch unverantwortlichen. Ein hervorragender Kenner der Verhältnisse charakterisierte die Lage jüngst dahin: „Solange ein Mörder unentdeckt ist, schreit man nach seinem Kopf; bei seiner Verhaftung versucht ihn das Volk zu lynchen; bei der Verhandlung wird er in der Regel freigesprochen; sollte aber doch ein Schuldspruch und Verurteilung etwa zu 5 Jahren schweren Kerkers (nach deutschem Sprachgebrauch: Zuchthaus) erfolgen, tobt die Presse und die öffentliche Meinung gegen das ‚sadistische' Richterkollegium, das einen hoffnungsvollen Mitbürger so lange dem Kontakt mit der Oeffentlichkeit entzieht."

Bei der Ausschreibung der Stelle eines ungarischen Henkers haben sich allerdings mehr als hundert Bewerber jüngst gemeldet; darunter auch drei Frauen. Dieses Beispiel ist an sich zunächst nur ein Beweis für die drückende Wirtschaftskrise; zum andern für den Mangel an Phantasie bei den meisten Menschen; sie wissen nicht, was sie tun. Doch sollte man sich nicht so sehr wundern, daß auch Frauen unter den Bewerbern auftraten. Es ist mir versagt, hier entsprechend auf die Psychologie der Frau einzugehen. Aber so viel soll gesagt sein, daß man daraus ersieht, wie sehr man gelegentlich die psychologischen Unterschiede zwischen Mann und Weib überschätzt. Es ist keineswegs richtig, daß die Frau grundsätzlich milder, sanfter, friedfertiger, das Menschenleben höher achtend ist als der Mann. Die Geschichte lehrt viele Beispiele von der Tapferkeit der Frau im Kriege; keinen Sieg rechneten sich die Athener so hoch an als den über die Weiberheere der Amazonen; im Inneren Afrikas gilt bei den Frauen das Schimpfwort: feige wie ein Mann. Aber nicht nur Tapferkeit, auch ausgesprochene Grausamkeit ist bei Frauen zu finden, insbesondere dann und dort, wo die öffentliche Meinung diese zu einer guten Tat macht. Es wäre auch gar nicht abzusehen, wie in einer Atmosphäre von Mord und Totschlag die Frauen eine Moral der Schonung und Heilighaltung des Menschenlebens aufrechterhalten könnten. Und in einer Gesellschaft, die Todesurteile ausspricht, ist sicherlich der Richter und Gesetzgeber viel schwerer mit Blutschuld beladen, eine moralisch viel verantwortlichere Persönlichkeit als der Gehilfe, der den Auftrag des Staates ausführt. Ueberall fällt die Schuld auf den Anstifter, den geistigen Urheber zunächst; dem Boten, dem Werkzeug, fällt eine viel geringere Verantwortung zu. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder. Entweder ist Todesstrafe gut und nützlich; dann ist jedermann, der zu ihrer Vollziehung beiträgt, ein ehrenwerter Mitbürger. Oder auch der Staat hat nur im Falle der Notwehr das Recht, Leben zu nehmen, ebenso wie der Einzelne, eine Meinung, die mit Recht vom Senatsvorsitzenden Moldauer (Neue Freie Presse vom 22. Mai 1932) vertreten wird; dann ist vor der höchsten Instanz der Gesetzgeber, der die Todesstrafe androht, und der Richter, der sie verhängt, viel mehr haftbar als der Henker, der sie vollzieht. Wenn die Gesellschaft sich dieser Entscheidung entzieht, indem sie Gesetzgeber, Richter und Geschworene achtet und den Henker ächtet, trägt sie schwerste Schuld, eine Schuld, die sich vielfach rächt.

Senatspräsident Lelewer, einer jener Männer, deren Meinung hier besonders maßgeblich sind, weil er während des Krieges an leitender Stelle der Militäranwaltschaft stand und jetzt als Richter des Obersten Gerichtshofes wie als Universitätsprofessor in Theorie und Praxis die Probleme kennt, ist der Meinung, daß, von allem anderen abgesehen, für die Wirksamkeit der Abschreckung es bei Strafandrohungen nicht auf die Härte der angedrohten Strafen ankomme. Im Gegenteil: je härter die Strafdrohung, desto wahrscheinlicher, daß ein Freispruch erfolge. Um die kriminalpolitischen Zwecke zu erreichen, genüge es, eine Konstanz der Rechtsprechung durchzuführen (Oesterreichische Richterzeitung, Jahrg. XXV, Nummer 4).

Ich möchte nicht auf die Frage eingehen, welche Wirkungen Fehlurteile haben, die zu Todesstrafen führen. Mag es schlimm sein, wenn ein Verbrecher der zeitlichen Strafe entgeht — dem Gericht Gottes entgeht er damit nicht; das lehrt nicht nur das Christentum. Aber es ist tausendmal schlimmer, wenn ein Unschuldiger hingerichtet wird. Und solche Mißgriffe geschehen. Ich werde nie die Erschütterungen vergessen, die mein Vater empfand, als während des Krieges, wo die Todesstrafe im

Militärverfahren wieder eingeführt war, Fälle sich ergaben, wo gänzlich Unschuldige hingerichtet wurden. Die nach ihrem Tode durchgeführte Revision, deren Behandlung ihm als Vertreter des Generalmilitäranwaltes eben oblag, konnte zwar den Familien ihre Ehre zurückgeben, aber niemals dem Toten das Leben, niemals der Justiz die Möglichkeit verschaffen, ihren Irrtum wieder gutzumachen. Und die Androhung wie die Ausführung der Todesstrafe konnte ihren Zweck damals nicht erreichen. Wohl aber führte sie zu einer Vergröberung der Moral, unter deren Nachwirkungen wir noch heute stehen.

Damit nun zum Schlusse noch eine Bemerkung. Die Aufhebung der Todesstrafe hängt innig mit einer gewissen Gesinnung zusammen. Sie gründet sich in der Ueberzeugung von der Heiligkeit des Menschenlebens, in der Ueberzeugung von dem himmlisch-irdischen Zwecke der individuellen Seele, in der positiven Ueberzeugung von der gegenseitigen Pflicht der Menschen, sich zur Vervollkommnung nach Kräften zu verhelfen, auch dann die Pflicht der Liebe, wenn auch der strafenden Liebe zu bejahen, wenn sie keine Erwiderung findet, wenn das Objekt scheinbar „unwürdig" ist. Sie gründet sich in der Ueberzeugung von unserer Unzulänglichkeit und Fehlbarkeit, die nach Möglichkeit unwiderrufliche Schädigungen vermeiden muß; sie gründet sich in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Individuums und seines Rechtes gegenüber dem Staat. Diese Gesinnung ist heute noch keineswegs eindeutig herrschend. Im Gegenteil: Not, seelische Unruhe, politische Gegensätze, eine gewisse allgemeine Gewalttätigkeit der Anschauungen haben in den letzten Jahren auch in Oesterreich immer mehr die Hemmungen des Gewissens niedergerissen. Infolgedessen konnten sich die segensreichen Wirkungen der Abschaffung nicht voll auswirken; auf der andern Seite hat die Krise den Geschworenengerichten die ruhige Rechtsentwicklung und Sicherheit gehemmt. Dennoch ist Oesterreich gerade heute noch eines der kriminalpolitisch sichersten Länder, würde es noch mehr sein, wenn einige notwendige Aenderungen im Strafverfahren durchgeführt würden. Die Todesstrafe ist durchaus entbehrlich; Hebung der Sittlichkeit ist unentbehrlich.

Vor allem aber möchte ich auf die Ausführungen des Leiters der Kriminalpolizei von Wien, Polizeidirektor Bruno Schulz verweisen, in denen er anläßlich eines Vortrages in dem Religionspsychologischen Forschungsinstitut seiner Ansicht dahin Ausdruck gab, daß die Rechtssicherheit nicht nur von den polizeilichen Maßnahmen, nicht nur von der strafenden Tätigkeit der Gerichte, nicht von den Strafandrohungen der Gesetze abhänge; sondern daß die wirksamste und umfassendste Hemmung in der von ihm so genannten „Kulturreligion" liege, das heißt in dem Umfange, in dem, bewußt und noch mehr unbewußt, die ethischen Grundsätze der Nächstenliebe und Selbstbeherrschung, die vom Christentum vorbildlich verkündete Ethik die Gemüter beherrsche. Diese „Kulturreligion" ist „selbstverständlich" geworden, unbewußte Moral, ist oft auch ganz getrennt von bewußter Religiosität, deckt sich keineswegs mit den wirklichen christlichen Idealen; sie wirkt aber um so intensiver, als eben das einzelne Individuum unter dem Eindruck steht, man könne gar nicht anders, und dieses Erbgut der Generationen vorbehaltlos hinnimmt.

Was keine Strafandrohung je erreicht hat, eine Hebung der Moral erreicht die Durchdringung mit dem Geist der Liebe.

Wien Marianne Beth

Die Predigt der Gegenwart

(Schluß; vgl. Nr. 14, Sp. 664)

Dasselbe Merkmal der Konzentration auf das Zentrale im Sinne der reformatorischen Theologie wie die in vorletzter Nummer besprochnen Predigten von Heim trägt das von Jacobi herausgegebne Andachtsbuch, das aus dem Kreise der neuesten Theologie herkommt. Es weist dieses Merkmal in einer besonders schweren und düsteren Gestalt auf. Dies kommt wohl daher, daß der Zustand des Unheils in der Weise dieser neuen Frömmigkeit ganz besonders stark ausgemalt ist. Unser selbstherrliches und selbstsicheres Ich, das ohne und wider Gott und den Nächsten seinen Weg sucht; die Gebrochenheit unsrer Existenz, der Riß durch unser Leben, unsre Sünde, Gott um unsrer Tröstung und Beseligung willen zu suchen; Schuld und Tod, die dämonischen Mächte der Welt, die uns knechten. Alles im Leben und in der Welt ist Nacht, auch was hell zu leuchten scheint; man kennt diese Redeweise ja. Den Gegenpol bezeichnen Worte wie: freie Menschen, die erlöst sind von jenen Mächten, Menschen Gottes, die Sinn für den Nächsten haben, auch für den geringen, weil sie klein sind vor Gott; der neue Himmel und die neue Erde. — Das Heil kommt von Gott, der vom Himmel herniederfährt in der Menschwerdung in Christus. So groß sein Zorn ist, größer ist seine durch Jesu stellvertretend vergossenes Blut erworbene Barmherzigkeit, als sich Gott selbst zum Opfer brachte. Gott baut sein Reich, er öffnet unser Gefängnis; durch die Taufe werden wir in den Leib des gekreuzigten und auferstandenen Christus eingegliedert. Gottes unerforschlicher Wille stellt souverän alles in den Dienst unsrer Demütigung. Sein Wort ist wichtiger als die Sehnsucht unsrer Seele. Es gibt uns Trost und Beunruhigung für unser Herz und Gewissen. Mit der Auferstehung Christi ist der Anfang des Weltendes geschehen. Das Endgericht soll uns ein Gericht zum Leben sein; alles ist eschatologisch ausgerichtet. Und das Heil kommt allein von Gott; wir können nichts tun, am wenigsten hilft uns unsre Frömmigkeit; auch unsre Entscheidung im großen Entscheidungskampf der Welt stammt von ihm.

Ueber die Form so vieler Andachten von verschiedenen Verfassern ist wenig zu sagen; weniges kommt dem Leser entgegen, vieles lautet herb und schwer; es ist selten gelungen, den dialektischen Dialekt in volkstümliche Form zu übersetzen.

Auf diese Gruppe von ausgesprochener Eigenart folge eine zweite, ohne eine solche — sie möge für die gegenwärtige Durchschnittspredigt bezeichnend sein. Das gilt zuerst von den „Schlichten Gemeindepredigten" von Mix. Wir sind immer vom Tode bedroht; keinem tut seine Bosheit leid. Aus eigener Kraft kann niemand aus diesem Zustand heraus. Und doch muß das Volksleben erneuert werden, indem jeder einzelne schlicht seine Pflicht tut. Die Verbindung mit der ewigen Macht Gottes in Christus hilft uns über Stunden hinweg, da der Teufel über uns Macht gewinnt, weil Christus eine Kraftquelle ist, die wie die elektrische Kraft alles in Bewegung bringen kann. Wir werden im Gericht bestehen und an dem Sieg Christi über die Welt teilnehmen, wenn wir uns blindlings in Gottes Arme werfen und fleißig das Gebet pflegen.

Ein eignes Gesicht und zwar ein sehr modernes zeigt dagegen Karl Müller. Der Hauptgedanke: sich in der Nachfolge von Jesus durch seine Lebenswirklichkeit umschaffen lassen, wird mit Klarheit und Energie ganz in die heutige Welt hineingestellt. Alles atmet hier die Luft der Gegenwart: der kulturüberladene Mensch der heutigen Zeit, die Welt der Technik und der Tat, die Sklaverei der Möbel und der Frondienst der Küche, die moderne Sachlichkeit, der Fluch der Arbeit in seiner dämonischen Mächtigkeit, die unsre Seele tötet und unendliche Menschenopfer verlangt; Reform des unwahrhaftigen Eherechtes und das Recht der unehelichen Mutter, die Una sancta als das Ende aller Religion in dem Leben, das Jesus bringt, die Volkwerdung unsres Volkes, der Glaube als neue Sinngebung. — Und das alles steht unter dem Gesichtspunkt der Neuschöpfung von Gott her, die uns auch den Kosmos statt egozentrisch vielmehr von Gott her ansehen und gebrauchen läßt. Die Form ist entsprechend lebhaft und bunt: hier ist Langeweile gänzlich unmöglich.

Das ist noch weniger der Fall bei den Andachten von Ernst Otto, an denen ich meine helle Freude habe und die ich allen durch die akademische Theologie verdorbenen Geistern nur dringend empfehlen kann als Gegengift wider das alles Lebensblut aussaugende Stüdium. Nur ein paar Proben. Statt Christus herrschen der Geldsack, die Angst, die Luft; aus dem Unterbewußtsein kommen arge Gedanken. — Unser Unterbewußtes muß umgestellt werden. Die Kraft der Liebe trägt alles Unrecht, um es abzuschwächen und aus der Welt zu schaffen. Gottes Wille sollen wir in tausend Kleinigkeiten verwirklichen. Gott erlöst uns von der Uebermacht der Dinge. Gott hat uns in der Zange. Vor Gott sollen wir stehen und ihm Macht über unser Herz geben. Wir sollen uns freuen, daß Gott unser Gott ist. — Und das wird in sehr bunter Weise eingeprägt: Anekdoten, Antithesen, Formulierungen, Briefstellen und Gesprächstücke, Dialoge, kräftige volkstümliche Redensarten — wenn doch unsre Papierpredigt etwas von dieser Lebensfrische bekäme!

Keßler bietet Reden, die an den heiligen Orten auf einer Palästinareise an die Teilnehmer gehalten worden sind, gewohnte Gedankengut in gehobener Sprache, eine schöne Erinnerung für die Teilnehmer an jener Fahrt.

Prüfen wir Otto Frommels Predigten an unsern Kategorien, so findet sich schon manche Veränderung im Vergleich mit den bisher besprochenen Predigern. Es fehlt natürlich nicht an Hinweis auf die Zustände des Bösen, die immer zuerst bekämpft werden wollen, auf das gottwidrige Leben unter feindlichen Mächten, die

das Bild Gottes im Menschen zerbrechen machen; harte, selbstsüchtige Herzen von Stein. Aber es treten hier (was uns sonst so selten begegnet) in dieselbe Reihe die Sorge, der Kleinmut, schwere Zeiten im Leben; dazu noch ganz besondere Verhältnisse im Leben, wie Armut und Reichtum, Zweifel am Osterglauben, unser beständig dahinströmendes Gedankenleben, unsre alltägliche Rede. — Diese Zustände sollen zu dem wahren Christenstand emporgeführt werden: jenes zerbrochene Bild werde wieder hergestellt, neue Herzen sollen geschaffen, Sorge überwunden werden, Gottes Wege als die höheren erstanden; die Armut gewinnt von Christus aus ein anderes Aussehen. Das Gedankenleben werde gänzlich erneuert, unsre Rede werde der Jesu ähnlich. — Zu alle dem hilft Gott, der sich in Christus offenbart hat. Gottes Hände tragen, seine Kräfte umfluten uns; Christus ist der größte Reichtum und der Weg zum Himmel, wo unser Lebensziel ist. — Wir erschauern vor dem Unerhörten, daß Gott eingezogen ist in die Welt; wir lernen ihm danken und dienen in völliger Hingebung; wir erfahren, wenn wir die Hände nach dem Unvergänglichen ausstrecken, wie der lebendige Christus zu uns spricht; wir gewinnen die Einung mit Gott, durch die wir lernen, uns in seine Wege einzuordnen. Ueber dem Ganzen dieser Predigten liegt ein feiner Hauch von hoher Kultur; psychologisches Verständnis öffnet die Tiefen der Texte, zumal solcher aus dem Alten Testament; anstatt Anekdoten dienen Dichterworte zur Belebung und Begründung. Freilich fehlt es an der unmittelbaren Fühlung mit dem Geist der jüngsten Gegenwart, der sich bei Karl Müller so stark bemerkbar gemacht hatte.

Busch eröffnet eine dritte Gruppe von ganz anderer Art. Von Leid, Schuld, Tod ist auch sonst überall in Predigten die Rede, er denkt auch an wurzellose Menschen ohne Glauben, an gequälte Nerven und zerrissene Gemütszustände, an die Problematik der Ehe; auch an Irrtümer im Glauben, als wenn Unglück immer Strafe und als wenn Zustimmung zu Dogmen Glaube sei. Und er hat ein Auge für die Welt außerhalb des Glaubens, die der Technik, die des Wahren, Guten und Schönen, für die Blütenpracht der Natur, für Erfindungen im Alltag wie Telephon und andere segensreiche Einrichtungen des gewöhnlichen Lebens, für die man danken sollte. Als Ziel des Christenlebens erscheint immer wieder ein Leben im sittlich Guten und im Frieden Gottes, das in der Furcht Gottes leichter die Welt bewältigt und im Gegensatz zu der Selbstsucht die Seele nicht verkommen läßt, sondern sie innerlich verfeinert in dem Maß, wie die Technik sich verfeinert. Wichtiger als alles sogenannte Glauben und aller Kult ist die einfache sittliche Gerechtigkeit im Sinn der alten Propheten. So wird seelischer Adel im Dienst Gottes gewonnen und in der Gottebenbildlichkeit die Bestimmung des Menschen als des Herrn der Schöpfung erlangt. — Dazu verhilft die Welt Gottes und die Person Jesu Christi. Jene ist die hohe Ueberwelt, die der ganzen diesseitigen Welt ihren heute allgemein so heiß gesuchten Sinn gibt. Es ist eine durch und durch geistige Welt, und Gott ist ganz persönlicher Geist, der nicht an die Natur verhaftet ist. Jesus hat uns nicht durch sein Blut erlöst, sondern durch seine ganze Person; ein Kraftstrom des Geistes geht von ihm aus durch die Welt, besonders durch sein Wort.

Zum Glauben kommt man durch Erlebnis und Erfahrung, nicht durch Unterwerfung unter die Autorität. Dieser Glaube muß durch und durch selbständig sein; der Idealismus ist eine vorzügliche Vorstufe zu ihm, allem gegenwärtigen Schelten auf ihn zum Trotz; denn aus allem strahlt als Sinn der Welt die verborgene Geistigkeit hervor. — Die Predigten von Busch sind kurz und gehaltvoll; sie rechnen immer auf moderne Menschen, die Klarheit des Denkens neben religiös-sittlicher Anregung haben wollen. Sehr oft ist der Text in der sogenannten analytisch-synthetischen Weise Wort für Wort ausgelegt und benutzt.

Welche Züge bezeichnen das Wesen des Andachtsbuches, das der Schweizerische Verein für freies Christentum herausgegeben hat? Wieder begegnen uns Zustände zwiefacher Art, auf die er hinzielt. Es ist einmal das Menschenherz mit all seiner Sünde: Sorgengeist, Kleinmut, eitle Gedanken, unreine Wünsche, ehrgeizige Gelüste. Dann aber sind es in viel ausgedehnterer Weise als überall sonst die Verhältnisse des Lebens und der Welt, in denen die Christen stehen: das Tagewerk und die Arbeit, die Ehe und die Kinder, die Lage der Verwaisten und Kranken, Konfirmanden und Kinder in der Fremde; das Vaterland, die Kirche und die Mission. Dazu kommen noch die Jahreszeiten, besonders Frühling und Herbst mit ihren Stimmungswerten. Das alles wird unter das Licht Gottes gestellt. Gott verzeiht die Schuld und gibt Kraft zum neuen Leben. Bleibt auch das Ziel das Vaterhaus im Himmel, so steht doch vor allem der Christenmensch vor Augen, wie er mit Gott versöhnt in reiner, beständiger Liebe zu ihm und den Brüdern in Geduld dahinlebt mit einem reinen Sinn und genügsamen Herzen, in der Arbeit das Bewußtsein der Menschenwürde empfangend. So wird das christliche Haus zu einem Gottesgarten, in dem vor allem Gott Lob und Dank erschallt für alle seine Wohltaten, in dem die Sprache der Jahreszeiten verstanden und fleißig für alle Notleidenden gebetet wird. Gott ist ja der gute und freundliche Vater, der die Schuld verzeiht und uns durch die Kraft des Heiligen Geistes reinigt. Jesus ist unter uns getreten, der uns am Kreuz erlöst hat, und schenkt uns die Fülle seiner Gnadengaben. Mit dem milden Hauch seines Geistes erweicht er unsern harten Sinn, er, der im Abendmahl eine enge Liebesgemeinschaft mit seinen Jüngern gestiftet hat. Wir müssen zuerst zum Lichte kommen, ehe es zu uns kommen kann. Wir müssen den Nächsten lieben, auf Gott vertrauen, aber auch uns selber helfen. Bete und arbeite! Bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Alles, woran sich die Vernunft, das Organ zum Empfang der Offenbarung stoßen kann, ist vergeistigt: der Himmel, der Himmelfahrt ist, wo Jesu Antlitz seinen Jüngern leuchtet. Einfache, etwas lange Gebete in schlichter Sprache sind umrahmt von Gedichten auch weltlicher Art. Das Ganze bedeutet edle Frömmigkeit im rationalistischen Geist, auf das Leben in der Welt eingestellt.

Ein Muster für alle Bildungspredigten, aber ein Entsetzen für alle Anhänger der dialektischen Theologie sind die ausgezeichneten „Fünf tröstlichen und erbaulichen Predigten“ von Walter Lehmann. Auf dunkler Folie ruht wie überall die Botschaft der Freude; plötzlich tritt das Unfaßliche in die sonnige Spur unsrer Tage — die unsagbare Not der Gegenwart, aber auch die dunklen Versuchungen, der Abgrund zwischen Gott und Mensch in der Schuld. Auf diesem Hintergrund leuchtet der neue Mensch auf: Freude, an Natur, an Menschen, an Geistesgaben wie Kunst und Wissenschaft, an Gott; überall gibt's „ein bißchen Freude“; aber vor allem ist ihr Gegenstand der Mensch der inneren Kraft und der Innenwelt überhaupt, der, fest gegründet, aus neuem Lebensgefühl heraus auch gütig und rein ist und das Leben im Geiste gestaltet, dem sich Grauen vor dem Universum in Vertrauen auf Gott umwandelt. Das geschieht, wenn uns die innere Wirklichkeit aufgeht, wenn wir Jesus folgen, der das seelenerfüllte Unendliche Vater nannte. Es muß aber dazu eine Berührung vor sich gehen zwischen dem Großen, Ewigen, das über und in uns schwebt, und unserm zeitlichen und jeweilig gestalteten Dasein. Geistvolle Sätze, nicht gewöhnliche Zitate, der Atem der gegenwärtigen Kultur mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln machen diese Predigten zu einem Muster für die Verbindung von Religion und Idealismus.

Auch auf den letzten in der Reihe, den Faust-Prediger, so sehr er sonst in allem von den früheren abweicht, lassen sich, weil er predigen und wirken will, unsre Kategorien anwenden. Er möchte freie, stolze Herrenmenschen im Gegensatz zu dem allgemeinen Philistertum, er möchte harmonische Persönlichkeiten im Gegensatz zu der grauenerregenden Zweiheit heranbilden. Statt der üblichen Resignation soll weise Lebensmeisterschaft und fromme Lebenskunst das Ziel sein. Masse soll Volk, das Menschentum der anschauenden Zielsicherheit soll zu einem allgemeinen Leben der sich in Taten offenbarenden Gottheit werden. Aber vorwärts geht es bloß durch ein Aufwärts. Zum Fortschritt ist Gottverbundenheit nötig. Nur Jenseitskult schafft Helden, während der Diesseitskult Feiglinge erzeugt. Im maschinisierten Jahrhundert bedarf es der Kräfte des Idealismus im Goetheschen Sinn, während das öde Freidenkertum der Gottlosigkeit dient. Aus der großen Harmonie des Kosmos, wo alles sich zum Ganzen webt, kommen die Kräfte, die die harmonische Persönlichkeit bilden. In der Natur ist alles Symbol, wo das Geheimnis des Waldeswebens und des Bienensummens für die Ehrfurcht ein treuer Wegweiser zu Gott ist. Der große Führer zu Gott für den modernen Menschen ist ohne Abzug Goethe. Im Kampf um das Göttliche ist aber auch das Evangelium mit dem Kreuz im Mittelpunkt eine Gotteskraft wider die Haßwelle der Gottlosigkeit. Besinnung gleich der von Faust im Studierzimmer, Entsagung, Lesen im Neuen Testament, ein Herz voll Liebe im Gegensatz zu der kühlen Vernunft des Rationalismus — das sind Wege, die zum Ziele führen. — Stellen aus Faust, abgerissene Sätze, lebhafte Dialoge, Ausdrücke, die wenig nach Kanaan weisen, wie „schnöselige Nörgelsucht“ oder „Herr Raffke“ bezeichnen die sehr populäre Höhenlage dieser „Predigten“.

3

Welchen Dienst können uns die beiden von uns angewandten Schemata leisten, das eine, das uns unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zu Welt und Kultur die Predigtbücher in die Breite ordnen läßt, während das andere (man könnte es ein auf die Tiefe berechnetes nennen) die Grundstruktur der homiletischen Leistungen klarlegt? Abgesehen davon, daß es auch einem berufsmäßigen Beurteiler von Predigtbüchern schwer fällt, ohne solche Hilfsmittel ein paar hundert Predigten zu erfassen, das erste Schema stellt uns die ganze Front, wenn auch nicht der evangelischen Kirche, aber die des Protestantismus vor Augen, wenn man den idealistischen Außenseiter mit in Betracht zieht. Die Front des homiletischen Protestantismus — sie spiegelt ihn selber nach seiner praktischen Seite wieder. Und es muß gesagt werden, so sehr es einzelnen Gruppen wider den Strich gehen mag: das alles hat in seinen Grenzen sein Recht. Das wird noch klarer, wenn man die Tiefendimension ansieht. Oder ist es nicht wahr, daß sie alle miteinander sich ebenso gleichen, wenn man ihre Absicht ins Auge faßt, wie sie verschieden sind in der Wahl ihrer Mittel? Es ist doch wirklich an dem, daß jene Prediger alle ihren Hörern und Lesern helfen wollen, das Uebel und das Böse im Leben zu überwinden und sie einem besseren Zustande entgegenzuführen. Predigen ist helfen wollen. Und zwar tun sie das mit dem Evangelium, d. h. mit einer Botschaft, die besagt, daß es in der Welt Gottes und Jesu Kräfte gibt, die dazu fähig sind; aus der Gotteswelt kommen sie und machen Mut, den Kampf mit dem Bösen und dem Uebel zu wagen — Motive und Quietive. Es handelt sich überall um den Menschen, seine Kraft und seinen Frieden, und zwar dies „von Gott her". Mag man das pragmatistisch oder humanistisch schelten, jeder macht es doch wirklich nicht anders. Von diesem Gesichtspunkt aus sollte man ein wenig weitherziger oder gar ökumenischer denken; hier ist ein Wettbewerb um die besten Mittel und Wege zum großen Ziele möglich.

Weisen so die Predigten in der Auffassung des Evangeliums eine Einheit in der Mannigfaltigkeit auf, so mag man mit diesem Bestandteil alles Predigens zufrieden sein; denn am Evangelium ist nichts zu ändern, höchstens je eine andere Seite hervorzukehren. Anders ist es mit dem zweiten Bestandteil, der Gemeinde, der Zeit, den Zuständen, für welche es bestimmt werden soll, wenn hier das dritte Stück der Synthese, die Persönlichkeit, außer Betracht bleiben muß. Wie werden wir die oben aufgeworfene Frage zu beantworten haben, ob die Verkündigung auch zeitgemäß sei? Im allgemeinen machen die Predigten den Eindruck, als ob sie so auch vor einem Jahrzehnt hätten gehalten werden können, wenn man äußerliche Dinge wie Not und Arbeitslosigkeit außer Betracht läßt. Denn wie selten spürt man den Odem der neuen Zeit! Wo wird der Gemeinde der positive Ertrag aller kritischen Arbeit an der Bibel übermittelt? Wo (bis auf ein paar Ausnahmen) spürt man etwas von den Nöten, die die technische Welt, die Hetze des Daseins, die Erweiterung des Weltbildes in das unendlich Große und Kleine mit sich bringen müssen? Wo wird Rücksicht genommen auf die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die Schwierigkeit, heute zu glauben und zu wissen, was gut und böse im einzelnen ist? Wer hilft den Menschen auf dem Dorf, sich in der so anders gewordenen geistigen, sittlichen und religiösen Welt zurecht zu finden? Kaum jemand warnt vor dem sakralen Dienst der „Götter des Abendlandes" (Th. Spoerri) oder den Ersatzreligionen; selten merkt man etwas von dem Einfluß der Tiefenpsychologie, die uns unsre maskierten Motive, die Rätselhaftigkeit unsres Innern, den geringen Einfluß unsres bewußten Wollens erkennen lehren könnte.

4

Und was die Form angeht: wie selten bleibt eine Predigt oder ein Wort haften und bohrt weiter! Kaum findet sich eine Gestaltung mit eindrucksvollen Anschauungen oder mit prägnanten Wendungen, keine überraschende Anwendung allgemeiner Gedanken auf typische Fälle. Immer die brave Gedankenpredigt, mehr oder weniger logisch und abstrakt — da soll der heutige Mensch sich angezogen fühlen! Was habe ich von der korrektesten „Verkündigung des göttlichen Anspruches", wenn sie unverständlich oder langweilig ist? Ohne das genannte „Menschenwerk" geht es nun einmal nicht.

Aber nun erhebt sich die bange Frage: Hat denn dieser Aufwand von Zeit, Gehirn- und Stimmkraft überhaupt einen Erfolg und darum einen Zweck? Sind denn dadurch Hörer aus dem einen Zustand mit den empfohlenen Mitteln in den andern geleitet worden, oder besteht der Ertrag nur in gewissen Begriffen für das Bewußtsein und in Stimmungen für das Gefühl? Die Warnungen Johannes Müllers vor unsrer Bewußtseinskultur haben durch die oben genannte Tiefenpsychologie eine sehr zu beachtende Begründung erfahren. Von ihr wissen wir, daß unser Bewußtsein nur die Oberfläche eines Meeres in unserm seelischen Leben bedeutet. Wie im modernen Haus die Quellen des Wassers, des Lichtes und der Kraft im Keller liegen, so wird unser Leben unterhalb unsres Bewußtseins geleitet. Die Art, wie wir es auf- und anfassen, kommt aus dem Halbbewußten oder aus dem Unbewußten herauf. Von da aus folgert K. B. Ritter (Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, April 1932), daß wichtiger als die auf jenes abgestellte Predigt die liturgische Hälfte des Gottesdienstes sei, deren Gebete, Lieder usw. leichter ihren Weg in die Tiefe zu finden vermöchten. Ganz recht; aber abgesehen davon, daß es schlechte Liturgien und noch schlechtere Liturgen gibt — eine genaue Besinnung besagt, daß zwar die liturgischen Stücke stark das Gemüt erregen können, aber daß sich von ihnen aus noch wenig für die Richtung ergibt, die diese Erregung ins Leben hinaus nehmen soll. Wird es so vorläufig für die große Gemeinde bei der hergebrachten Verbindung von Liturgie und Predigt bleiben, so mag sich diese ja immer wieder anders gestalten lassen. Einst war und heute ist noch mannigfach der Gottesdienst eine lange Predigt mit ein paar liturgischen Stücken drum herum. Im Gegensatz zu dieser Herrschaft der Subjektivität schießen heute die „objektiven" Ordnungen mit subjektiver Lebendigkeit allenthalben hervor. Bis wir zu diesen „die Leute" haben, wollen wir uns mit einer sich immer mehr durchsetzenden Form begnügen: mit dem von einem erbaulichen Willen getragenen einheitlichen gottesdienstlichen Kunstwerk, dessen Gestalt durch Ort, Zeit und Prediger bestimmt wird.

Dieser Wille wird aber öfter, als es geschieht, speziell praktischer Natur zu sein haben. Ist es doch ebenso schwer, von unsern allgemeinen Begriffen wie von Stimmungen aus den Weg ins Leben zu finden. Darum sollte man in der Weise des Rationalismus besondere Verheißungen und Forderungen unter die von allgemeineren Gedanken bestimmten Gottesdienste einstreuen! Der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen ist leichter als der umgekehrte; und wer beobachtet, was einschlägt und sitzt, weiß, daß das in der Regel ein treffendes typisches praktisches Wort war.

Und gegenüber den liturgischen Studierstubenprodukten hat immer noch der Großteil der Gemeinde sein Recht, der die wirksame Predigt will. Wir hören in diesen Kreis hinein, um zu erfahren, was man wünscht.

5

Zuerst sei gestattet, das Ergebnis einer Umfrage bei Pfarrern, was sie dank ihrer Berührung mit ihren Gemeinden in der Monatsschrift „Christentum und Leben" (Frankfurt, Brönner) für ihre Vorbereitung behandelt sehen möchten, aus meinem Buche „Die moderne Predigt (Tübingen, Mohr 1929) herüberzunehmen.

Eine große Rolle spielen die Ehefragen, die Auflösung der Ehe und Ehescheidung. Dazu tritt die Frage der Empfängnisverhütung und der sexuellen Erziehung im ganzen. Die häusliche Gemeinschaft und das Familienleben sollen gleichfalls behandelt werden. Nicht weniger oft werden Fragen des staatlichen Lebens aufgeführt: die völkische Frage, der Krieg, die Todesstrafe, die Verfassungsfeier, Vaterlandsliebe und Weltbürgertum. Natürlich findet auch das soziale und wirtschaftliche Leben reichlich Berücksichtigung: Wohnungsfrage, Beruf, Arbeitslosigkeit, Maschine und Technik, Klassenkampf, Sonntagsruhe, Spinnstuben. Allgemeine Themata aus der Welt der Zivilisation und Kultur finden sich zahlreich: Körperpflege, Apostolat der Presse, Sport, Radio, Kino (häufig!), Erniedrigung des Menschen durch sich selbst, Freitod, Wahrheitsliebe, der innere Mensch, der wichtiger als das öffentliche Leben ist; Lektüre, Verantwortung des Hausvaters für den Geist des Hauses; freie Zeit, Geselligkeit, Alkohol, selbständige Meinungsbildung gegenüber der Presse. Ferner von höheren Gebieten her: Spiritismus und Okkultismus, Anthroposophie, Auseinandersetzung mit der modernen Biologie, Paläontologie, Philosophie; Optimismus und Pessimismus, Grenzen der Friedfertigkeit. Endlich eine Fülle von Fragen, die sich auf religiöse und kirchliche Dinge beziehen: Wie erlebt man heute Gott? die Tragik und Paradoxie des Christentums; das Gebetsleben; zeitgemäße Bibellehre; Gottes Transzendenz und

Immanenz; wie wird ein Nichtchrist bekehrt und wiedergeboren? Aberglaube; die Vergeblichkeit der Bemühungen um den Kommunismus; die Versuche, an die Jugend und an die Gebildeten heranzukommen; die Kirche als Versöhnungsboden; Mitarbeit der Laien; Kirchenzucht, gottesdienstliche Gemeinschaft; Austrittsbewegung; Volkskirche, Sekten; Einigkeit unter den Christen; Allianzbestrebungen.

Man könnte noch folgende Gedanken hinzufügen: das rechte Verhältnis zu Gott: Heimkehr zu Gott, einmal und immer wieder, Pausen Gottes, tieferes Verständnis seiner Ziele und Wege aus eigenem Reifen heraus; alle lebenswichtigen Begebenheiten und Aufgaben auf Gott beziehen, die gegebene Lage in ihrer ganzen Grausamkeit als den Boden der Wirklichkeit fassen, da uns Gott begegnen will; langsames Eindringen in seinen dem unseren entgegengesetzten Willen; der Gott der Wünsche und Gottes Wünsche an uns; Trotz überwinden lernen, schwierige Lebenslagen ertragen, auflösen und zum Guten hinausführen; ganz schweres Leid und schwere Sünde und Schuld ist nur mit Gott zu überwinden. Beten als Opfern, sein Schicksal lieben und es nicht anders haben wollen, das Leid und immer wieder das Leid, das offene und das geheime, das Leid am Körper, an schwer ertragbaren Menschen, Vermögens- und Einkommensverluste; warten lernen; die Kunst zu sterben; Gott als unser Beichtvater und Mitwisser unsrer tiefsten Geheimnisse, Schutz vor dem Gedanken des Selbstmordes; alle bösen Dinge haben ein Gesicht nach dem Guten hin, wenn wir sie uns nur zum Besten dienen lassen.

Inneres Leben: Sieg über Melancholie und Hypochondrie; Phantasie, Wünsche, Wollen, Versuchung und Begehren; üble Laune. Verantwortlichkeit für unser Unbewußtes; was ist Leben und was ist lebenswert? Was ist denn Sünde im einzelnen, d. h. wie hat sich der Begriff geändert, vertieft und verfeinert? Was ist möglich in unserm heutigen inneren Leben im Gegensatz zu heiligen Unmöglichkeiten?

Der Nächste: das fremde Weib; Takt im Tadeln; ängstliche Menschen mit Güte und Vertrauen behandeln; Liebe und Achtung erweisen, indem man bittet und sich helfen läßt; Konflikte wie etwa zwischen Treue und Wahrhaftigkeit, Gewissen und Geschäft; warum müssen wir unter denen am meisten leiden, die man am meisten liebt? Leid, Not und Tod sehen können; sich andern zum Abladen von seelischem Schutt zur Verfügung stellen; einsamen Trotz durch stille Güte mattsetzen.

Und endlich die „Mächte" der Welt, die unheiligen und die sakral verherrlichten: der Genuß, der Geltungs- und Machttrieb, das Massentum, die Mechanisierung des Lebens; Eros, Logos, Schönheitskult, Körperkult, Mammonsdienst in allen Formen; andere Götter unserer Zeit, denen Ersatzreligionen Anbetung zollen. Hier gilt es aufzuklären, zu warnen, zu helfen, damit den Unwerten und Scheinwerten der eine wahre Wert vorgezogen werde.

All diese Dinge gilt es je nach Ort und Zeit als Thema oder als Füllung von Predigten der Gemeinde darzubieten. Und wenn die andere kulturelle Lage der Bibel zumal die Perikopen ungeeignet zu Trägern solcher Gedanken macht, muß man von dem Grundsatz der Textfreue etwas abziehen. Oder aber man bindet jene Forderungen an das neue Lebensgefühl als seine Auswirkungen an, das als Ertrag der Heilstaten und als Brücke zu einem andern Leben viel zu wenig herausgestellt wird. So verbindet man das Recht des Rationalismus mit dem der Richtungen, die das große zentrale Thema bevorzugen.

Es ist so ausführlich von der heutigen Aufgabe der Predigt in diesem Blatte, das kein pastorales Fachblatt ist, gesprochen worden, weil die Predigt ja doch vor allem einmal die Gemeinde der Hörer angeht. In unserm parlamentarischen und demokratischen Zeitalter hat im Gegensatz zur Obrigkeitskirche die Gemeinde ein Recht mitzusprechen, wenn über Gottesdienst und Predigt gehandelt wird.

So wäre es uns sehr willkommen, wenn sich aus dem Kreis unserer Leser Stimmen als Echo erhöben, wie sie zu den hier gemachten Vorschlägen sich stellen. Ein weiterer Aufsatz könnte ja darüber berichten.

Marburg Friedrich Niebergall

Wilhelm Raabe
und seine große epische „Theologia deutsch"

„Juchhe, wenn ich erst dreißig Jahre tot bin!" so ruft Raabe einmal scherzend mit seinem alten Freunde Schopenhauer aus. Noch ist's nicht so weit — er ist erst 1910 gestorben —, aber vermutlich würde auch dann eine Umfrage bei den Buchhändlern ergeben: er „geht" nicht, er „zieht" nicht. Mag auch so vieles von dem, was „geht" und „zieht", bald genug zu anderen geistigen Mechanismen ins alte Eisen wandern, wo das endet, was „Vielen gefällt", es liegt doch auch vielleicht gerade in dem, was wir an Raabe lieben, begründet, daß er es immer nur Wenigen recht machen wird. „Was sind wir alle anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen?" — es kann einem manchmal vorkommen, als hätte er seinen Botenauftrag im Sinne von Jes. 6 gefaßt: „Verstocke das Herz dieses Volkes"; mindestens hält er sich „profanum volgus" durch geistvolle „Schulschmäcklein" und ironische Läßlichkeit der äußeren Form manchmal fast geflissentlich vom Leibe. Aber daß er für Viele ein versiegelt Buch ist und vielleicht bleiben muß, ist doch wohl auch tiefer, weltanschaulich, begründet, in seiner „Philosophie des Stillehaltens, Stilleseins, Stillebleibens" mitten in einer „fahrigen Welt" (so in den „Gedanken und Einfällen" — man denkt an Jes. 30). Doch wer Einen sucht, für den er viele beruhigten Herzens ungelesen lassen kann — vielleicht ist das ja das „Klassische" —, der versuche es mit diesem edlen Unzeitgemäßen, weil Ewigkeitsgemäßen, vielmehr er lasse sich von ihm versuchen, auf die Probe stellen. Wie Wenige kennen doch auch nur den „Schübderump" und hier das unvergleichliche ungleiche Paar, mit dem Cervantes für uns Deutsche auf höherer Ebene überwunden ist — den Chevalier, wehrlos und unüberwindlich in seinem unsichtbaren Panzer, und das von ihm so ritterlich ertragene gnädige „Frölen Trine", diesen Seitensproß der Linie Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher! In Geistern wie Wilhelm Raabe wirkt der alte Gott noch immer „Welt mit sich versöhnend", gerade wo die Welt voll Kreuze steht. Aber freilich — wie der Ritter von Glaubigern nach dem Untergange seiner Welt zu dem alten Weibe von der Landstraße mit den scharfen Augen und dem kindlichen Herzen sagt — „es ist ein Geheimnis", ein Geheimnis nämlich, wie alles gut sein kann, wenn doch alles aus ist. „Achte nicht auf die Anderen um uns her, sie wissen nichts, denn sie sind nur so lange glücklich, als die Sonne scheint und es ihnen wohl geht. Auch das ist gut."

Wenn Hegel in der Phänomenologie des Geistes vom Epos spricht, so tut er das unter der Ueberschrift „Religion": im Epos stellt sich nach ihm dem Bewußtsein dar, was im Kultus an sich zustande kommt: die Beziehung des Göttlichen auf das Menschliche, und Epos der Epen ist ihm die Ilias mit dem regelmäßigen Wechsel zwischen Olymp und Erde. Das Pathos des epischen Dichters ist nicht die betäubende Naturmacht des unmittelbaren Weltwesens, sondern die Mnemosyne, die Erinnerung und Besinnung und die so gewordene Innerlichkeit. Dieses Pathos aber beschreibt Hegel, immer die Ilias in Gedanken, als ein komisches auf tragischem Hintergrunde — komisch, wenn die Götter mit solchem überflüssigen Ernst das Handeln der Menschen beobachten, dessen Kraft sie doch in ihnen selber sind, und wenn wiederum die Menschen sich kämpfend und arbeitend ebenso unnütz bemühen, da jene doch vielmehr alles lenken, komisch auch, wenn die Götter in Selbstvergessenheit ihrer ewigen Natur unter sich im Streite liegen, wofür dann wieder die Menschen zu büßen haben; tragisch aber, wenn all dieses bunte, seltsame Spiel göttlichen und menschlichen Handelns an die begrifflose Leere der Notwendigkeit, der Moira, grenzt, so doch erst seinen Ernst und seine Würde erhaltend. Unser mittelalterliches Nationalepos ist nach Goethe grundheidnisch in den Motiven, zeigt keine Spur von einer waltenden Gottheit, überläßt alles dem Menschen — ein Urteil, das im Blick auf Dietrich von Bern stark eingeschränkt werden muß, im Ganzen aber gilt, weil eben die alte Religion nicht mehr und die neue noch nicht recht wirksam ist.

Und was nun mit diesen scheinbar fernstehenden Instanzen hier gesagt werden soll, ist nicht mehr und nicht weniger als das: so etwas wie ein neues deutsches Nationalepos in jenem tiefen gottmenschheitlichen Sinne Hegels liegt, vorläufig freilich nur, nach Raabes eigenem Ausdruck, einer Diaspora, einer Gemeinde in der Zerstreuung, vertraut, in Wilhelm Raabes über fast ein halbes Jahrhundert ausgebreitetem Lebenswerk vor. An dieser bunten Reihe von Geschichten — von denen

die einzige neben dem Erstlingswerk wirklich weitverbreitete, „Der Hungerpastor", für sich allein doch nur ein seelisch reicheres Soll und Haben wäre —, haben wir eine einzige große deutsche Comédie humaine, ohne die künstliche Verschränkung Balzacs (wenngleich auch bei Raabe solche Klammern nicht ganz fehlen, wie zwischen dem „Wilden Manne" und den „Unruhigen Gästen"), haben wir zugleich aber auch die faustische Divina Commedia, in der „Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an".

Im Gebiete des einzigen rein deutschen Stromes, da, wo Niedersächsisches und Niederhessisches aneinandergrenzt, nahe der Heimat der Grimmschen Märchen, nahe auch der Heimat Hans Grimms, dessen „Volk ohne Raum" in diesem Zusammenhang allein noch genannt werden kann, dort ist auch Wilhelm Raabe daheim, der das neue deutsche Nationalepos auf seine Weise gegeben und als ideale und zugleich immer neue individuelle Aufgabe hinterlassen hat. Dort liegen auch die Stätten vieler seiner Dichtungen. Aber Heimatdichtung ist eben hier, wie nur noch in ganz großen Dichtungen gleich „Hermann und Dorothea", ins Nationale und zugleich ins Welt- oder besser ins Erdenbürgerliche gewachsen.

Als 1870 des neuen Reiches Krone immer greifbarer in die Erscheinung trat, da zog diese Erscheinung den Dichter aus Süddeutschland, wo er sieben glückliche Jahre verbracht hatte, mächtig über die Mainlinie in die norddeutsche, kleindeutsche Heimat, nach Braunschweig zurück, wo er seitdem gelebt hat. Wie Lessing, der in Berlin die Schwächen des Preußentums immer sehr scharf sah, in Sachsen, so hatte Raabe in Schwaben durch sein Wahlpreußentum die Freunde verstimmt. Als dann „die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlockten im Jubelsturm", da hörte Raabe, wie er sagt, es nicht ins Leere, Klanglose, sondern in den Nachhall alter, feierlicher Glocken hinein schlagen — er denkt an die Glocken von 1813, als ein Volk wahrhaft in Gott aufstand und ein neuer Pfingststurm losbrach, und auch an die Glocken der Paulskirche, so bismarckisch er auch später in „Gutmanns Reisen" über die Nationalvereinsbestrebungen der Folgezeit gelächelt hat.

Aber schon im Sommer 1870, als Bismarck mit der Emser Depesche das Letzte wagte für des neuen deutschen Reiches Krone, schrieb Wilhelm Raabe „Des Reiches Krone" und gab hier durch ein symbolisches Geschehen aus der Zeit, da der erste Hohenzoller des Reiches Krone aus der Hand der Tschechen rettete, nicht nur der Sehnsucht nach einem, der sie jetzt wieder politisch zu Ehren bringe in der Welt, sondern warnend auch der schweren Sorge Ausdruck: daß wir nur nicht auch „ausgezogen" sind, „die Krone zu erretten für ein Reich, so nicht mehr vorhanden!" Zepter und Reichsapfel vom Karlstein zu erlösen, „waren wir mit dem Kurfürsten von Brandenburg zur richtigen Stunde gekommen — o daß das Gleiche geschehen möge in allen kommenden Jahrhunderten...!" Durch allen frommen Lärm der Glocken hindurch vernimmt der Dichter immer wieder die sanfte Stimme, halb wie die eines Kindes und halb wie die eines Boten des Höchsten: Tolle lege — nimm und lies, lies das alte Wort von der Krone des Lebens, von dem Reich, das uns doch bleiben muß, das auch erst des anderen Reiches Seele ist, von der Liebe, die nicht sich selber lebt und nicht sich selber stirbt, die stärker ist als der Tod und selbst, was schlimmer ist als der Tod, zu einem Lachen macht. In dieser Liebe reinstem Opfer, frei wie es ihm gebracht, und frei wie es von ihm hingenommen wird, gewinnt der tapfre Ritter Michel mitten im tiefsten Elend des deutschen Volkes allerhöchste Kron' für sich selber.

„Ich schreibe nicht Kaiser- und Reichshistorie, sondern immer nur von mir und den Meinen" — was Raabe seinen Chronisten hier sagen läßt, können wir auf sein eigenes Gesamtwerk anwenden, auf das vielbändige Buch „Mutter Deutschland und ihre Leute", das er einmal geschrieben wünscht und das er wirklich geschrieben hat. Auch wo er — und wie meisterlich! — im Felde der Geschichte arbeitet, ist es nicht eigentlich Klio, die ihn inspiriert, sondern Mnemosyne, die Mutter der Musen, die tiefe Besinnung auf das, was mitten in Welt und Zeit über Welt und Zeit hinaus liegt. Aber so gerade ist er mit seinen Fabeln bis hin zu seinem „Altershausen", einem — trotz strammen Kirchentums — nur allzusehr säkularisierten neuen Reiche, der höchste und, ohne alle billige Reichsverdrossenheit, oft grimmigste Reichshistoriograph geworden. Berlin hatte für diesen treuen Eckart seines Volkes an seinem siebzigsten Geburtstag nur den Kronenorden dritter Klasse und auch den nur post festum übrig — man traute wohl seiner bürgerlichen Gerechtigkeit nicht ganz. Wir aber wenden nochmals Worte aus „Des Reiches Krone" auf ihn selber an — sie schildern hier seinen Chronisten: „Der graue Mann stützt wohl auch dann und wann die Stirn mit der Hand und horcht dem Getön; aber es hat nicht die Macht, ihn zu wirren; sein Auge sucht nur zeitweilig ein wenig nachdenklicher den lichten Himmel, aber er legt die Feder nicht nieder; er weiß mit Schreibers Kunst Bescheid und hat wohl etwas zu sagen, was auch seine Macht behalten mag ob allem Schall und Farbenspiel der Erden."

Und sollen wir nun ein Wort sagen von dem ganz eigenen, eben Raabeschen „Pathos" seines großen, bunten und doch so einheitlichen „Epos", so mag hier „für den Hausgebrauch" einmal von dem Nachbar Wilhelm Raabes in Braunschweig, von Till Eulenspiegel auf dem Bäckerklint, ausgegangen werden. Der Schalk bäckt Eulen und Meerkatzen, da jagt man ihn aus dem Tempel. Etwas höflicher in der Form schickte in den achtziger Jahren Westermann in Braunschweig Raabe Manuskript zurück — es war „Pfisters Mühle" —: man war von den „Poeten der prosaischen Mehrheit der Menschenkinder" mit „Tagesneuigkeiten" so gut bedient, daß man für seine Eulen und Meerkatzen dankte. Eulenspiegel nimmt sich und seinesgleichen nicht ernst, gerade indem er ernst zu nehmen scheint. Vergessen wir aber nicht, daß Eulenspiegel, als Mythos, Fausts Zeitgenosse ist! Wenn er nun vielleicht nur darum sich und seinesgleichen nicht ernst nimmt, weil er in einem anderen Sinne sich und was mit ihm Menschenantlitz trägt, sehr ernst nimmt? Und damit sind wir wieder bei dem Höchsten, was wir sagen können und was wir, wie ich glaube, zu Wilhelm Raabes Humor sagen müssen.

Es ist der Humor des inwendigen Menschen, des paulinischen ἔσω ἄνθρωπος. Der große Altersgenosse und nahe Landsmann und zuletzt auch Nachbar Wilhelm Raabes im Braunschweigischen, Wilhelm Busch, der im Grunde auch sehr ernst ist, beschließt die Geschichte von Eduards Traum mit den Worten: „Spaß beiseit', meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das Weitere findet sich." Ja wahrlich, so findet sich das Weitere auch für den Humor, dieses „Kind des Erhabenen und Lächerlichen". Das Erhabene wird leicht lächerlich, aber nur im großen Humor wird auch das Lächerliche wieder erhaben, das Groteske groß. Der große Humor, auch wo er grimmig ist, ist Religion, und ich wage den Satz umzukehren: — die echte Religion ist selber ein tiefster, befreiender Humor. Man will noch heute manchmal Wilhelm Raabe als Stoiker begreifen. Aber die Stoa mit ihrer Weisheit des „Sustine et abstine"[1]) und mit ihrem „Bewußtsein der eigenen Seelenstärke", worauf sie Kant im Unterschied vom Christentum so fein zurückführt, ist im Grunde ganz humorlos. Nur wer, wie es in „Altershausen" heißt, einmal nackt vor dem furchtbaren Geheimnis des Selbstbewußtseins gestanden hat, dem erschließt sich das große, offene Weltgeheimnis in seiner zugleich erschütternden und befreienden Herrlichkeit, so wie es hier dem weltberühmten Psychiater, dem Wirklichen Geheimrat Dr. Feyerabend, sich erschließt, als er nach dem Trubel seines siebzigsten Geburtstages in seiner stillen Vaterstadt, wo er seit seiner Schulzeit nicht mehr gewesen, in einer Laube zusammen ist mit seinem verblödeten Jugendfreund Ludchen Bock, einst seinem bewunderten und geliebten Vorbild in allen guten und weniger guten Streichen, und der alten Schulfreundin Minchen Ahrens, die den Ortstrottel so selbstlos betreut und nichts davon weiß, wie schön sie ist in ihrer anspruchslosen Altjungferneexistenz: „Ja, Herr Geheim..., ja, Fritz, wenn es so Gottes Wille gewesen ist, so ist es auch der meinige geworden." Nur der hat einen Willen —

[1]) Halte aus und enthalte dich. DH

aber der hat auch einen —, der tut, was er in Gott nicht lassen kann.

Das ist doch auch noch etwas mehr als Schopenhauer. Freilich bei Schopenhauer steht auch zu lesen: „Die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel" —, und Raabe selber hat in der Bekanntschaft mit Schopenhauers Werk eine Art Hedschra für sich gesehen, diesseits deren ihm dann nachträglich auch der Hungerpastor noch fällt — „es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow ... bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck". Aber schon in dem Frühwerk „Drei Federn" ist er wieder über ihn hinaus, oder vielmehr er ist in jener ganz ursprünglichen „Einheit der Apperzeption", die alle „Weltanschauung" erst bedingt, von der „Chronik" bis hin zu „Altershausen" sich — natürlich — immer gleich geblieben. In den „Drei Federn" gibt er unter der Geschichte des Schreibers der ersten „Feder", des Notars Hahnenberg, eine Art Roman des „großen alten Kakers". Was ihn mit Schopenhauer verbindet, das ist die Wahrhaftigkeit, mit der beide unter dem Widerspruch leiden zwischen dem Gesetz des Denkens, dem *νόμος τοῦ νοός* von Röm. 7, und dem Gesetz in den Gliedern, in des Philosophen Sprache: dem Intellekt und dem Willen, dem Willen, der nichts als Dasein und Wohlsein will. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang eines der letzten Worte, die man von dem sterbenden Raabe gehört hat: „Ist er denn noch nicht tot?" So beobachtet er noch im Sterben aus seinem Selbst heraus sein Ich.

Mit diesem tiefsten selbstironisierenden „Pathos" des paulinischen „Ich — nicht aber ich", dieser „heiligen Hypochondrie" (mit Hamanns Ausdruck), und nicht bloß, wie etwa bei C. F. Meyer, mit künstlerischem Distanzierungswillen, hängt vielleicht auch die Form zusammen, die er immer wieder so gern wählt, die einer eigentümlich selbstentäußernden, chronikalischen Darstellung wie aus weiter Ferne. Und gewiß wurzelt hier jenes leidvolle, mitleidvolle „Wer kann es wenden?" — das motivisch seine Menschendarstellung durchzieht und aus dem heraus er nicht nur den Unverbesserlichen, sondern auch den unerfreulichsten aller Menschen, den „Gerechten", gerecht wird —, jenem Geschlechte der „Nebelungen", die im Gedanken an die eigne, ach viel zu große Gutmütigkeit vor Gift und Galle ersticken möchten: das „Gesetz in den Gliedern" wird eben des Menschen Schicksal, als Genußsucht oder als moralischer Dünkel, der nur eine andre Form der Genußsucht ist; operari sequitur esse [2]) —, wer kann es wenden? Aber nur zu leicht wird diese edle Selbstironie — Schopenhauer selbst beruft sich gern auf St. Paulus — zur kalten Ironie der Gesunden, der Starken, der Götter. Da findet sich der Notar Hahnenberg, der Mann des Intellektes, der sich so trefflich am „Gesetz seines Denkens" zu wärmen verstand, auf einmal als Werkzeug in den Händen des fleischgewordenen ganz gemeinen Willens zum Leben, zum Leben um jeden Preis, in den Händen des einst sehr vom Fleische gefallenen, jetzt wieder wohlgenährten Agenten und Geschäftemachers Karl Pinnemann, dieses unsterblichen Pinnemann, der solcher ironischen Haltung stets unmittelbar auf dem Fuße folgt.

Was würde da aus dem Ironiker, wenn nicht noch gerade rechtzeitig eine Frau Mathilde Sonntag, geborene Frühling aus Hohennöthlingen, ihm ihre ganz unphilosophische, aber herzerfrischende „Meinung" sagte? Frau Mathilde — „Mathildis, das ist mächtige Kämpferin, und ist kein andrer Name, der für mich einen so edlen Klang hat," heißt es noch in „Des Reiches Krone" —, und aus „Hohennöthlingen" ist die geborene Frühling: „wann wir in höchsten Nöten sein" klingt hier ein altes lutherisches Kirchenlied an. Aber wir dürfen solche Beziehungen nicht zu sehr pflegen, der ganz unpietistische Raabe würde uns dafür beim Ohre nehmen; wir dürften eigentlich hier nicht einmal von Gotteskindern, von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes Römer am Achten sprechen, nach der sich alle Kreatur sehnt. Aber die Sache ist es einfach, so wunderseltsam all diese „Gotteskinder", die Raabe in bunter Reihe und wahrlich nicht in selig langweiliger Monotonie gestaltet hat, oft auch aussehen. Denken wir nur an die buschhexenhafte Förster Wackenhahnsche in „Hastenbeck", die, als sie jung war, mit ihrem Mann auf die Wilddiebjagd ausgezogen ist, und den Spaten haben sie immer gleich mitgenommen, oder an den Kommunisten Spörenwagen in den „Unruhigen Gästen" mit seiner Tischlerphilosophie von dem merkwürdigen großen Hobel, der alle Knubben und Knorren wegnimmt.

Ist dies das Schicksal und ist hier einfach nach altem Ritus das Schicksal zum Gott, zum Götzen gemacht, oder ist hier vielleicht, was ganz etwas Andres wäre, Gott selber zum Schicksal, meinem, deinem Schicksal geworden, in dem Sinne, daß denen, die ihn lieben, wie es heißt, alle Dinge zum Besten dienen — dienen müssen, ob sie wollen oder nicht, und schlechthin alle Dinge, auch die am härtesten im Raum sich stoßenden Sachen, der Menschen widerstreitende Interessen? „Spörenwagen" heißt der Hobelphilosoph — „spür' den Wagen", soll das heißen, spüre Gottes Wunderwagen —, und wie solltest du ihn nicht spüren? — stößt und schüttert er doch mächtig genug. Ja, ich glaube, „Gottes Wunderwagen" aus „Hastenbeck" von 1899 ist, trotz Adolf Bartels, wenigstens der Sache nach immer noch der alte furchtbare „Schüdderump" von 1870 mit dem ironisch neckischen Imperativnamen für das grausige Symbol des Pestkarrens, „Anno 1665 zum letztenmal gebraucht", der selbsttätig überkippt und seine Last von Pestleichen hinabrutschen läßt in die große, schwarze, kalte Grube. Begreife es, wer es begreifen kann: dennoch und nun erst recht gilt die Seligpreisung derer, die reines Herzens sind, daß sie Gottes Angesicht schauen. Gott bleibt ein verborgener Gott, und sein Angesicht ist Schrecken, aber es steht bei uns, ob solcher Schrecken uns zum Gottesschrecken wird, der uns „plötzlich, in einem Augenblicke", wie es heißt, aufschreckt aus dem Gewebe von Verantwortung und Nichtigkeit, civilis iustitia, bürgerliche Ehrbarkeit genannt.

Solchen Gottesschreckens, ohne das fromme Wort, ist Raabes Dichtung voll. Er vermittelt sich gern durch Menschen, „schreckliche" Menschen wie Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs", der nicht nur Spießbürgern auf die Nerven fällt, wenn er mit dem Nachlaß der über alles geliebten Mutter, äußerlich seelenruhig, Herd und Ofen heizt — den nicht brennbaren verschenkt er oder wirft er weg —, und warum? weil er sein leicht beweglich Herz nicht an „Habseligkeiten" hängen will! —, oder seien es so seltsam liebliche Erscheinungen wie die Phöbe der „Unruhigen Gäste", die das mit Grund verbitterte alte Fräulein Kristeller aus der Apotheke zum Wilden Mann zu dem Bekenntnis bringt: „Ich dachte immer, die Welt ist eine harte Nuß zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl — durch dich weiß ich, sie hat einen Kern, einen süßen Kern, nur aber die Zunge, oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht!" Hier ist der Sinn des Lebens nicht mehr, schopenhauerisch, uns das Leben zu verleiden, sondern uns sozusagen auf einen höchsten Geschmack zu bringen, auf den Geschmack für Etwas, was freilich „in keines Menschen Herz gekommen ist". So zieht denn schon in den „Drei Federn" der Jünger oder auch das Bild Schopenhauers, der Notar Hahnenberg, damit „das Fazit seines Lebens", daß er am Arme von Frau Mathilde Sonntag eintritt in das lichtleere Gemach eines blinden Musikanten, der, jenseits des Zwiespaltes von Intellekt und Willen, mit dem inneren Auge, dem inneren Licht des Bergpredigers, den Ewigen schaut. Hier ruht alle Ironie und Selbstironie aus in der hohen Gottesironie: „Was toben die Heiden und reden die Völker Eitles? Der Heilige lacht ihrer, der Höchste spottet ihrer", denn sie müssen doch — und selbst wenn sie äußerlich das Feld behalten, wenn die Kanaille dominiert — nur „tun, was seine Hand und sein Rat zuvor bedacht hat".

In diesem tiefsten Ausruhen liegt, wie mir scheint, das Geheimnis des weltversöhnenden Humors Wilhelm Raabes. Ein unversöhnter, unerlöster Rest bleibt. Die Sphinx des Lebens, dieser „Zwitter von Schrecken und Lüsten" — so sagt er mit

[2]) Das Wirken folgt dem Wesen. DH

Heine, den er hübsch den semitischen Hellenen nennt —, sie stürzt sich uns, solange wir leben, nicht in den Abgrund. Velten Andres, den sein „weltüberwindend Lachen" einst zur Lust und zum Aergernis der Welt machte, hat als Schüler einmal halb im Scherz und halb im Ernst den höchsten „Wunsch" getan, dereinst „auf Salas y Gomez zu sterben", und der Wunsch wird ihm erfüllt.

„Werdet gute Wechsler!" sagt ein apokryphes Herrenwort. Das ist Wilhelm Raabe gewesen: er hat altes heiliges Tempelgeld in gute deutsche Münze umgewechselt. Vielleicht ist in diesen Ausführungen neben dem „klaräugigen Alten" von Frankfurt und jenem anderen „Frankfurter", den Luther herausgab, der größte Frankfurter und damit der Goethe-Raabe und weltweite deutsche Humanist im Geiste seines Goethe zu kurz gekommen. Aber jeder darf und soll sich auch seinen Raabe, wie seinen Faust, suchen. Der Eine orientiert sich mehr am „Schüdderump", der Andre mehr am „Stöpfkuchen", und so sehe ich für mein Teil Wilhelm Raabe zunächst als einen ganz Eigenen zwischen Gottfried Keller hier und Dostojewskij dort: die ganze Breite und Tiefe deutschen Wesens, die Gasse mit ihrer Gosse unten und den Sternen droben, alles liegt in seinem Werk episch entfaltet vor uns, und auch an ihm müßte unser Wesen zunächst erst einmal selbst genesen. Er ist uns auch da lieb und wert, wo er einmal einfach die Schellenkappe über die Ohren zieht und der Angst und — dem Ekel vor dem Säkulum ausweicht in den ganz unpathetischen Spaß. Aber so groß, daß immer das Letzte, was man gerade von ihm las, das Schönste gewesen ist, ist er doch nur, wo er *aus* dem Säkulum erzählt, gleichgültig, in welches Jahrhundert er das verlegt, denn jede Zeit ist Säkulum, Zeitlichkeit, Raum für Gottes Heute, Ewigkeit zu zeitigen bestimmt mitten in einer Menschheit, die gemeinhin „keine Zeit hat".

Göttliches und Menschliches können sich für uns nur im Symbol vereinigen, und die geistgeborene Symbolik Raabeschen Dichtens — ein Kapitel für sich — ist, bei aller Eulenspiegelei der äußeren Form, nun auch das Geheimnis seiner künstlerischen *Form*. Wenn der „Roman aus dem Säkulum", die Unruhigen Gäste, sich wie von selber zu einer zweiteiligen raffaelischen Transfiguration gestaltet: freilich drunten am Fuße des Berges in dem Weltbadeort mit Kurmusik und Brillantfeuerwerk nichts von Finsternis, sondern alle Herrlichkeit dieser Welt, und droben auf dem Berge in dem armen Gebirgsdörfchen alles Erdenelend in Wind und Wetter und Wüstheit der Menschen bis hinein ins Pfarrhaus, wo seinen Bauern zum Leidwesen der im Herrn verdrossene Knecht Gottes Prudens Hahnemeyer sitzt und „seinen Ingrimm und seine Lust und Ratlosigkeit auf der Erde an die Heiligkeit gewendet hat", ihm zur Seite aber, von der Klarheit des Herrn still umleuchtet, Klarheit des Herrn um sich still verbreitend, seine Schwester, die Phöbe des Römerbriefs, wie auch die Welt, die zu ihr heraufkommt, ihr das Gefühl verwirre, tapfer ihren Weg gehend, auch zu dieser Welt hinab und wieder aus ihr herauf, aus der Klarheit in die Klarheit — wenn so hier und anderwärts[3]) maxima de nihilo nascitur historia,[4]) wer will da noch von Formlosigkeit reden?

Berlin-Wilmersdorf Karl Loewer

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam

Zur 300-Jahrfeier der Universität

1

1632 wurde die Amsterdamer Universität gegründet. In dem gleichen Jahre malte Rembrandt die berühmte „Anatomie des Dr. Tulp", die heute im Mauritzhuis im Haag hängt, ein Gruppenbild von durchaus wissenschaftlichem Charakter, völlig originell, mit einer chirurgischen Demonstration im Mittelpunkt. Es hat also seine innere Begründung, wenn zum 300. Jubiläum der ersten holländischen Universität das Rijksmuseum eine besondere Rembrandt-Ausstellung veranstaltet.

Im nahen Haarlem hatte Franz Hals schon seine glänzendsten Schützenstücke gemalt, die heute in dem nach ihm genannten neuerbauten Museum, von Staub und Alterspatina gereinigt, mit der Glut ihrer Farben und der Pracht ihrer Lebensfülle herrlich wie am ersten Tag erstrahlen, von der Hand des ersten Impressionisten der Welt auf Riesenleinwände gebannt. Kein Anderer hat das seiner selbst bewußte Bürgertum der befreiten Niederlande so unsterblich gemacht wie der geniale und übermütige Haarlemer Meister.

Mit ihm tritt 1632 der so viel stillere Müllerssohn aus Leyden in Konkurrenz, eben mit dem genannten großen Gruppenbild der Anatomie. Ein Jahr zuvor war Rembrandt aus seiner Vaterstadt in die nahe Haupt- und Weltstadt Amsterdam übergesiedelt, die damals den Ruhm Antwerpens ablöste und zu einer der ersten Städte des Kontinents aufrückte. Mit einem Schlage war der Maler aus Leyden ein berühmter Mann und Constantin Huygens pries ihn: „Heil, dir, mein Rembrandt, der alle Götter Griechenlands ins Land der Bataver hinübergeführt hat!"

Die gegenwärtige Ausstellung ist eine der sehenswertesten, die dem großen Sohn Hollands je gewidmet wurden. Ueberraschend stark ist der Besuch gerade seitens der Landsleute Rembrandts, als müßte — leider zu spät — das Unrecht wieder gut gemacht werden, das die Vorfahren dieser Holländer von heute dem Meister einst zugefügt haben, indem sie seine irdische Existenz durch Nichtachtung untergruben. Wurde er doch begraben wie ein Armer. Gewiß lagen die Gründe für Rembrandts Zusammenbruch auch in seiner Persönlichkeit, die, zu eigenwillig-künstlerisch, kein Verhältnis zum praktischen Leben gewinnen konnte. Aber andererseits hätte der Genius des großen Mannes wohl nie die Gipfel absoluter Innerlichkeit und Jenseitigkeit gewonnen, hätte ihn nicht das zerstampfende Schicksal für den Rest seines Lebens ganz in sich selbst hineingetrieben, oder soll man sagen, über sich selbst hinaus?

Gerade von diesem an der Tragik des Lebens und an der Irrationalität der Welt gereiften Rembrandt vermittelt die derzeitige umfangreiche Gedächtnis-Ausstellung unvergeßliche Eindrücke. *So* hat nie ein anderer Maler den Menschen „unter der Haut" gesehen wie er. In dieser Hinsicht ist ihm nur Shakespeare zu vergleichen. Beide verbindet die geheimnisvolle psychologische Subtilität. Beide sehen in jedem Erdenkinde, ganz gleich welchen Ranges, einen Mikrokosmos schlechthin. Nirgends sonst im Bereich der Malerei leuchten die Rätsel der Seele so tief aus dämmerndem Helldunkel auf wie aus diesen Männern und Frauen, die Rembrandts Seherauge stillehielten und ihm zumeist rein menschlich in ihrer Eigenart durch Umgang bekannt und vertraut waren. Man erblickt die Abgründe menschlicher Leidenschaften und Schicksale neben den scharfen, nicht umzubiegenden Graten individueller Urprägung. Im Alter sammeln sich diese Züge zu einem Ausdruck von unendlicher Lebensfülle und -weisheit. Selber ein Einsamer (wenigstens in der zweiten Hälfte seines Lebens) zog der Meister Einsame an oder gab ihnen doch aus seinem Eigensten jenen Einsamkeitstypus, auf den ihrer Viele schon durch ihren Beruf, ihre Individualität oder in noch höherem Sinn durch ihren besonderen Lebenskampf angelegt waren. Weltabgewandte Gelehrte begegnen uns, stille, mit dem letzten Ernst vertraute Prediger, aus dem Tode Erkenntnis schöpfende Aerzte, nicht zu Ende kommende Philosophen, mit ihrer Sache unentwegt beschäftigte Ingenieure, charaktervolle Kunsthändler, strebsame Maler, und zu dem allen Frauen mit ihren frauentümlichen und Mutter-Schicksalen, in denen alles Leid der Welt zittert.

Das sind die Typen, die der gleichgestimmte Holländer aus dem Dunkel ans Licht holt, um sie mit dem magischen Glanz seiner Farben wie mit einem Glorienschein zu umgeben. Gerade das Hintergründliche des Lebens bewegt Rembrandt auf das tiefste. Er weiß, daß hier die für das Schicksal jedes Einzelnen entscheidenden Faktoren am Werk sind; er weiß auch, daß aus dem überwiegenden Dunkel dieser Welt das Licht sich

[3]) Ich erinnere noch an das gewaltige Rabensymbol im „Odfeld" im Zusammenhang mit der Sintflut über deutschem Land und der unterirdischen Arche des Magisters Buchius, mit Männlein und Weiblein von allerlei Fleisch, und am Ende dem herrlichen Bogen des Friedens über dem schrecklichen Ausflug von Wodans Leichenvogel.

[4]) Eine gewaltige Geschichte aus einem Nichts entsteht. DH

nur mühsam und unter dramatischem Kampf losreißen kann. Und immer wird der äußere malerische Formausdruck in den Köpfen zur Spiegelung eines rein geistigen Lebensvorgangs. Daher das Ehrfurchtgebietende, was den besinnlichen Betrachter bald vor diesem, bald vor jenem Bildnis eines kampfgereiften oder einfach erschütterten Menschen überwältigt, den uns der Maler zeigt. Jeder dieser Menschen ist grundecht, jeder trägt inmitten aller Verschwiegenheit sozusagen sein Herz in der Hand. Und wie mancher dieser Lebenskämpfer mag — Gott weiß es — unter Opfern fruchtbar geworden sein für die Um- und Nachwelt, die sich in ihrer Masse doch nur von Geist und Blut der Besten nährt. Die Besten aber sind zumeist die Stillsten — das wenigstens muß Rembrandts Endüberzeugung gewesen sein. Herztöne aus Wilhelm Raabes Lebensanschauung klingen an.

2

Welch ein Verlust, wenn ein Zeitalter der reinen Technik und der bloßen Massengeltung dieses persönenhafte Dasein höchster Prägung vergessen und begraben würde! Man kann nicht umhin, diesem Gedankengange stattzugeben. Denn Rembrandt fordert zum Besinnen auf. Er ist trotz aller Kostbarkeiten seiner unvergleichlichen Kunst nicht bloß der Mann für ein ästhetisierendes internationales Publikum, er ist noch viel mehr Denker, Dichter und Lebensoffenbarer. Unter diesem Gesichtspunkt wurde die derzeitige Sonderausstellung zum 300. Jubiläum der Amsterdamer Universität in erster Linie eingerichtet. Sie umfaßt 42 Gemälde, 120 Zeichnungen und das gesamte Radierwerk (mit allen Plattenzuständen, eine Leihgabe des holländischen, in der Schweiz lebenden Sammlers de Bruyn). Das Ganze ist ungemein übersichtlich aufgebaut, so daß die künstlerische Entwicklung Rembrandts im Bereich der Zeichnung und Graphik nahezu vollständig verfolgt werden kann, für den Kenner ein Schauspiel ohnegleichen. Wundervoll kommt im Mittelfelde der Ausstellung die nicht umfangreiche, aber erlesene Zahl der größeren Gemälde zur Geltung. Es sind z. T. seltene Stücke, vornehmlich aus englischem Privatbesitz. Das Oberlicht in dem hohen, geräumigen Lichthof des Museums ist durch ein tiefhängendes Velarium derart abgeblendet, daß der Beschauer im Halbdunkel steht, während die Bilder starke Beleuchtung empfangen.

Unter den frühen Bildnissen fesselt ein monumental aufgefaßter „Rabbiner" von 1635. Rembrandt wohnte bekanntlich fast 20 Jahre im Amsterdamer Ghetto mitten unter den Nachkommen des israelitischen Volkes, dessen Gottesdienste er in den zwei naheliegenden Synagogen beobachten konnte. Hier in erster Linie ging ihm auf, was wahre Feierlichkeit im kultischen Sinne bedeutet. In zahlreichen Zeichnungen und Radierungen nicht nur zu dem von ihm so geliebten Alten Testament, sondern auch zum Neuen haben diese Beobachtungen ihren Niederschlag gefunden. Mit manchem hervorragenden Vertreter des Judentums, z. B. mit dem kleinen, klugen und gütigen Dr. Ephraim Bonus, dessen Porträt soviel reine Menschlichkeit ausstrahlt, stand Rembrandt in freundschaftlichem Verkehr. Jener „Rabbiner" in prächtiger orientalischer Tracht steht wie das fleischgewordene Dogma vor uns, überzeugungsfest in Blick und Haltung. Aber bei alledem standen dem protestantischen Meister die Prediger des Evangeliums innerlich doch noch näher, obwohl er ihnen freimütig gegenübertrat, ohne sich an konfessionelle Schranken zu binden. Wiederholt begegnet uns die ragende Gestalt des dunkelbärtigen Mennonitenpredigers Anslo. Man nimmt an, daß Rembrandt selber zur Sekte der Taufgesinnten gehört hat, und zwar zu ihrem freieren Zweig.

Ein Meisterwerk aus seiner mittleren Zeit (1645) ist das Bildnis des kalvinistischen Predigers Dr. Johannes Sylvius, das der Maler erst einige Jahre nach dem Tode des Dargestellten, also vorwiegend aus dem Gedächtnis und nach Skizzen ausgeführt hat. Es ist von jener ungeheuren Lebenswahrheit, die der Künstler im Laufe der 40er Jahre erreicht. Obwohl müde von reicher Arbeitslast, sitzt der ergraute Geistliche dennoch kerzengrade in seinem Sessel vor der aufgeschlagenen Bibel. Allerdings, er gleicht einer Ruine: die gedankenreiche Stirn zerfurcht, die Augen umschattet, die Wangen zu Seiten der schmalen, feingebogenen Nase eingefallen und aschfahl. Eben hat er den Zwicker abgenommen. Jetzt, mit der Linken eine Schriftseite umblätternd, blickt er uns voll an, diskutierend, unerbittlich scharf, ja herrisch. Der ganze Mann ist nur Gedanke und Wille, unsagbar nüchtern, die lebendige Inkarnation des Kalvinismus. Geistreich wie die Persondarstellung ist die Malweise, für diese Zeit schon seltsam impressionistisch, aber auf rembrandtische Art mit all diesen sonderbar grauen und blaßbraunen Farbbrocken, die nicht nur die Oberfläche der dürren Epidermis charakterisieren, sondern erst recht den Geist dieses etwas verbitterten, aber im Kern stahlharten und aufrechten Mannes.

Ein überaus herrliches Bildnis von jener schimmernden Transparenz, die den berühmten Kasseler Nicolaes Bruyningh auszeichnet, ist dann ein Porträt von 1651, das wahrscheinlich Clement de Jonghe darstellt, einen Amsterdamer Kunsthändler, der vornehmlich Rembrandts Radierungen vertrieb. Aus der großen dunklen Bildfläche, die wie Samt funkelt, leuchtet der feine durchgeistigte Kopf dieses noch jugendlichen und doch merkwürdig gereiften Mannes. Die weitgeöffneten stillen Augen blicken prüfend, als gälte es einen künstlerischen Wert festlegen. Wie Geschmeide schmiegt sich das Sonnengelock des langen blonden Haupthaars um den Kopf und über die rechte Schulter, wo ein kleiner weißer Kragen in vollem Licht steht. Man weiß nicht, was schöner ist, der Zauber dieser Malerei oder die Liebe, mit der dieser Mann ganz von innen her gesehen ist. Das Bild befindet sich in englischem Privatbesitz (Lord Faringdon).

Ein Jahr vor seiner Bankerotterklärung, als sich das Unheil schon drohend wider ihn zusammenzog, entstand das Selbstporträt von 1655 (aus dem Besitz der Frau v. Mendelssohn). Georg Simmel hat auf die Todeslinie in Rembrandts Bildnismalerei hingewiesen. Hier spricht sie deutlich. Wie ein König selbst im Sturz noch seine Würde bewahrt, so tritt der Künstler hier aufgereckt seinen Gegnern gegenüber. Die Kleidung verrät die letzten Zeichen eines schon verlorenen Reichtums. Das breite Barett umgibt das todumwitterte Haupt mit schweren Schatten. Der Wille, sich männlich aufrecht zu erhalten, sieht sich von der Wucht des nahenden Schicksals bedroht. Die Ahnung völligen Zusammenbruchs gibt dem Bilde die düstere Grundnote.

Nicht viel anders ist die Gefährtin Rembrandts nach Saskias Tode aufgefaßt, jene einfache Frau aus dem Volke, die den Meister in den Jahren des Verfalls beinahe mütterlich umsorgt hat, Hendrikje Stoffels (ebenfalls aus dem Jahre 1655); nur huschen um die bedrückten Augen ein paar Strahlen sonniger Güte. Der Vortrag zeigt hier schon das mächtig abgekürzte Verfahren der Spätzeit, das auf völliger Beherrschung der Mittel beruht.

Das Selbstporträt als Apostel Paulus (Lord Kinnaird) von 1661 setzt die „Todeslinie" fort. Es grenzt ans Groteske, daß der Maler sich selbst für den größten der Apostel zum Modell macht. Aeußerlich angesehen, gibt es nur ein Vergleichsmoment: die völlige Armut. Ein schlichter schwarzer Rock, ein weißes Kopftuch — das ist alles, was ihm verblieb. Und doch noch etwas, was ihm nun wertvoller wird als alles: die Bibel. Der Apostel Paulus, d. h. Rembrandt hat eine Buchrolle in der Hand. Mehr denn je versenkt sich der Meister von nun an in die Heilige Schrift, und was er aus ihr herausholt, gehört zu dem Tiefsten und Letzten, was die Großen im Reiche der Kunst je in dieser Richtung gegeben haben. Aus der hochgezogenen, jetzt ganz erhellten Stirn sprüht tiefgründiges Denken. Aus den mitternächtigen Schatten, die in allen Grüften des zerfurchten Gesichts brüten, scheint von fern das Bekenntnis des Apostels aufzuklingen: „Ich sterbe täglich." Aber man mag nicht hinzusetzen: „Und ob unser äußerlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert."

Im merkwürdigen Gegensatz zu diesem feinen Kopf wirkt das lachende Selbstporträt von 1663 (Sammlung Karstanjen) wie eine tolle Selbstironie. Vor einer seltsam aufgetakelten Figur, deren cäsarenhafter Kopf nur in schwachem Profil links oben sichtbar wird, bricht der Meister in ein grelles

Gelächter aus. Möglicherweise stellt der Profilkopf den ernsten Heraklit dar. Rembrandt wäre dann ihm gegenüber der lachende Demokritos. Die Sinnlosigkeit des Daseins wäre also einmal in dieser Form über den alternden Künstler Herr geworden. Man weiß, daß er haltlos wurde und sich zeitweise dem Trunke ergab. Das ist der andere sinnliche Rembrandt, der den durchgeistigten zu Zeiten aus dem Felde schlägt. Nur zweimal — auf dem Dresdner Doppelbildnis mit Saskia und hier — hat der Maler sich lachend dargestellt. Aber das Lachen liegt ihm nicht. In beiden Fällen ist es gequält und nicht ursprünglich wie bei Franz Hals. Das Selbstbildnis von 1669, mit dem Rembrandt seine Autobiographie kurz vor seinem Tode schließt, zeigt wieder die normale ernste Haltung (Besitz: Geschwister Rathenau). Es ist ein erschütterndes Selbstbekenntnis. Der ganze Mensch in voller Auflösung: die Wangen ungesund aufgeschwemmt — Rembrandt lebte in den letzten Jahren in bitterster Armut —, das Haar des erst 63jährigen weiß wie bei einem 80jährigen, dazu die großen weitsichtigen Augen, die den letzten Gefährten gleichsam grüßen: „Komm, Bruder Tod! Ich kenne dich ja schon lange. Dein Schatten lag auf meinem ganzen Leben, und immer sah ich dich im Hintergrunde, wo ich Menschen malte." Dies Antlitz ist das Bild eines Mannes, in dessen Leben Leib und Geist schwere Schlachten schlugen, und dem die Welt übel mitspielte. Dieser sehr irdische und zerbrechliche Mensch legt in seinem letzten Bild, dem „verlorenen Sohn" (in der Petersburger Eremitage), die Beichte seines Lebens ab. Und dennoch ein Kämpfer, dem Druck und Not nur dazu dienen mußten, das Beste und Tiefste in strahlender Herrlichkeit heraufzuführen, was seinem Genius vertraut war.

3

Rembrandts Christustyp hat bekanntlich nicht die Spur von dem erhabenen Göttlichkeitsideal der Renaissance. Der Heiland erscheint ohne die Zeichen der Schönheit als Mann aus dem Volke, in Knechtsgestalt, und nur das innere Licht, das sich bei feierlichen Anlässen ganz fein nach außen projiziert, hebt ihn aus dem Reich der im Schatten Sitzenden heraus. Um so auffallender ist der „Christus" von 1661 (Privatbesitz New York), dem man in der Amsterdamer Ausstellung begegnet. Manche nehmen an, es sei der Apostel Jakobus, der Bruder des Herrn, dargestellt. Der Künstler schuf gerade um diese Zeit eine Reihe von Apostelbildern. Aber auch in diesem Falle würde Rembrandt den Bruder des Herrn diesem selber sehr ähnlich gestaltet haben; geht er doch bei der Darstellung des Heilands immer vom Reinmenschlichen aus. Auch in dem Christus von 1661 wiegt dieses vor. In Halbfigur mit braunrotem Mantel, die Hände auf den Wanderstab gestützt, blickt der Heiland mit mildem Ausdruck geradeaus, als wolle er ein Gespräch anknüpfen. Ein überlegenes Lächeln spielt um Mund und Augen und schafft eine seltsame geistige Spannung. Dieser Christus ist der Lehrer, der den in lauter dumpfen Vorurteilen befangenen Menschen die rechte Aufklärung über Gott bringt. Trifft diese Auslegung zu, so würde Rembrandt sich in dieser Christusauffassung als Kind seiner Zeit erweisen. Der holländische Humanismus und die hier zuerst gepflegte Toleranzidee entsprachen tiefeingewurzelten Wesenszügen des Künstlers und lassen sich auch sonst aus seinem Werk belegen. Aber nach außen verrät der in Frage stehende Christus mit dem gescheitelten Haar, dem Ebenmaß der Gesichtsbildung und der Stutzung des Bartes die Einwirkung des klassischen italienischen Ideals, das Rembrandt natürlich bekannt war. Es ist ein nicht überzeugender Kompromißchristus.

Ein verwandter Typus begegnet uns schon einige Jahre früher (1655) auf dem kleinen kostbaren Gemälde „Christus und die Samariterin" (ebenfalls aus New Yorker Privatbesitz); ein Thema, das Rembrandt oft variiert hat. Dieses ist wohl die geistvollste Darstellung. Hellsichtig weist der Heiland mit der Rechten zurück nach Samaria, aus dem blockartig ein düsterer Kirchturm aufsteigt. Mit tiefster Ueberraschung heftet die Frau am Brunnen — die ganze Gestalt ist mit rembrandtischer Natürlichkeit dem Leben unmittelbar entrissen — den erstaunten Blick auf den vor ihr sitzenden Mann, der ihr schonungslos ihr bisheriges Leben aufdeckt und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit spricht, demgegenüber die Anbetung in Tempeln belanglos bleibt, weil diese den Menschen beläßt, wie er ist.

4

Die übrigen religiösen Gemälde der Ausstellung sind kleinen Formats und entstammen der Frühzeit des Meisters. Verschieden an Wert können sie hier übergangen werden. Dagegen sind einige Hauptwerke profaner Art noch besonders hervorzuheben. So vor allem unter den Bildnissen der Spätzeit das ganz ausgereifte der 78jährigen Witwe Margareta de Geer von 1661, ein Stück Seelenoffenbarung schlechthin (Londoner Privatbesitz). Die Dargestellte war keine Holländerin, sondern stammte aus dem deutschen Osten, woher ihre Familie um des Glaubens willen ausgewandert war. Der feingeschnittene Kopf mit den tiefernsten Augen, der festen Nase, dem entschlossenen Mund, ist das Spiegelbild einer Frauennatur, die vom Leben schwer mitgenommen wurde, aber mit ungebrochenen inneren Kräften sich behauptete. Der saubere weiße Kragen läßt in Verbindung mit der enganschließenden schwarzen Witwenhaube das Inkarnat des Gesichts sonderbar warm aufblühen. Frantin hat in seinem Buch „Les maîtres d'autrefois" bekannt, daß die Maler vor manchen Werken Rembrandts wie vor absoluten Naturwundern stünden, so unvergleichbar und gänzlich unnachahmlich sei dann seine Kunst. Das gilt beispielsweise auch von diesem späten Frauenporträt. Rembrandt erreicht hier einen letzten erschütternden Ausdruck von Lebensintensität und -totalität. Und wie erreicht er ihn? Durch ein nicht zu entwirrendes Netz von Farbtönen, die mühsam, tastend und dennoch mit dämonischer Kraft, bald mit dem Pinsel, bald einfach mit dem Spachtel auf die Leinwand gesetzt sind. Wie ungeheuer wirken etwa die wenigen kirschroten Tupfen, die um Augen und Mund sprühen, so daß man von daher weiß, daß über dieses durchgepflügte Gesicht oft Tränen geflossen sind. Und dabei die edle, wahrhaft fromme Geradheit dieses Charakters! Gleich mächtige Freilegungen des innersten Menschen, auch nach den schwachen Seiten hin, sind ferner die Bildnisse der Maler Aert de Gelder (1662) und Gerard de Lairesse (1665) aus Londoner und Berliner Privatbesitz, beide Schüler Rembrandts. Man muß diese Spätbildnisse mit den frühen vergleichen, die die Ausstellung auch bringt und die schon von bedeutender Qualität sind, um zu erkennen, welche Fortschritte der alternde Maler in der Menschenergründung gemacht hat.

Ein ganz wunderbares Bild ist der Aristoteles von 1653 (New Yorker Privatbesitz). Rein artistisch entfaltet Rembrandt hier mit einfachsten, aber um so eindrücklicheren Mitteln die heimliche Magie seiner Palette. Der griechische Denker im samtschwarzen phantastischen Renaissancekostüm mit bauschigen, weiß und grüngolden schimmernden Aermeln und flachem dunklen Barett legt die Rechte mit melancholischem Blick auf die graubraune Büste Homers, die links auf einem Tisch steht. Ueber das schwarze Wams fällt eine goldglitzernde Kette mit der Münze Alexanders des Großen, der stets die Ilias mit sich führte. Fast neidvoll, aus schwerem Grübeln blickt der Philosoph auf den Dichter. Der sah mit sonniger Heiterkeit das Weltall, während der große Denker den Dualismus kennt, der durch die Welt geht. Rembrandt spricht in diesem Bild, das er im Auftrage des Antonio Ruffo, eines Sammlers, in Messina ausführte, doch wohl auch seine Ansicht über die Philosophie aus. So tief sie in die Sterne greift, über die Dämmerungen, die das Diesseits und Jenseits scheiden, kommt sie nicht hinüber.

Wir sehen hier ab von den ganz seltenen „Stilleben", die die Ausstellung bringt, von dem „geschlachteten Ochsen" (Glasgow) und den „bunten Pfauen" (Clarens), kolouristischen Studien höchster Art von 1639. Wir schließen mit den Glanzstücken, jenen umfangreichen Werken aus der Zeit der Vollendung, in denen die Farbenkunst des großen Meisters unerreichbare Triumphe feiert und nicht weniger die Seelenkunst. Da ist das letzte große Gruppenbild der „Staalmeesters" von 1662 (Eigentum der Stadt Amsterdam), dieses überragende Dokument holländischer bürgerlicher Tüchtigkeit, das nach Komposition, Kolorit und innerem Gehalt alle ähnlichen Gruppenbilder in Schatten

stellt. Ferner das in Goldgrün und Zinnoberrot juwelenhaft leuchtende „Brautpaar", ein Bild der Liebe von 1666, ebenfalls aus dem Rijksmuseum, und die herrliche Braunschweiger Familiengruppe von 1668, in der das Mutterglück so schlicht und tief aus germanischem Grundempfinden zum Ausdruck kommt, wie es die endlosen Madonnenbilder kaum erreicht haben. Mit Recht sagt der von F. Schmidt-Degener besorgte Katalog zur Ausstellung, daß Rembrandt in diesem Werk alle Höhepunkte von malerischer Vollkommenheit hinter sich läßt.

Diese Gedächtnisausstellung zu Ehren des größten holländischen Malers ist eine Tat, würdig der Stadt Amsterdam und ihrer Universität. Werke, die man zum größeren Teil nie wieder sehen wird, sind hier mit Fleiß und Bedacht aus aller Welt zusammengebracht. Sie erweitern und vertiefen unsere Kenntnis dieses „Magus des Nordens" bedeutend. Die auch in ihrem graphischen Teil mustergültige Ausstellung bleibt bis zum 1. September geöffnet, eine seltene Gelegenheit, den Genius Rembrandts auf holländischem Boden im Sonnenkreis der „Nachtwache" zu grüßen.

Osnabrück Hans Bodenstedt

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Lambeth und Schottland

Die Lambeth-Konferenz der anglikanischen Bischöfe von 1920 schien eine Türe zur Einigung weit aufzutun durch ihre entgegenkommende Anerkennung des geistlichen Amtes der protestantischen Kirchen[1]) und ihre Einladung „an das christliche Volk". Fünfjährige Verhandlungen mit den Freikirchen folgten. Dabei zeigte es sich in der Kommission, daß einzelne Führer in der gegenseitigen Anerkennung sehr viel weiter zu gehen bereit waren als die maßgebenden Synoden, die wie die Baptisten diese vorläufige Verständigungsmöglichkeit zwischen Anglikanismus und Protestantismus zum Teil schroff ablehnten. Die Lambeth-Konferenz von 1930 fiel dann wie ein Reif auf diesen Einigungsfrühling und bedeutet überhaupt eine Grenze nicht nur für die protestantische Zusammenschlußbewegung, sondern auch für die ökumenische Bewegung überhaupt. Von den früheren Erklärungen von 1920 kein Wort. Die Stockholmer Bewegung wird im Protokoll[2]) kaum der Erwähnung wert geachtet. Die 39 Artikel verschwinden mehr oder weniger in der Versenkung. Der Welt-Protestantismus, die Mutterkirchen der Reformation kommen im Schlußbericht überhaupt nicht vor. Der Gesamtprotestantismus ist kein Problem für eine solche Weltkirchenorganisation — höchstens daß für die anglikanische Kirche in England die Frage ihres Verhältnisses zu den englischen Freikirchen besteht.

Zwar wurde während der letzten Lambeth-Konferenz der Schreiber dieser Zeilen auf Einladung des Bischofs von Gloucester aufgefordert, einer größeren Gruppe von Lambethbischöfen und Erzbischöfen einen Vortrag zu halten über die Stellung des protestantischen Kontinents zur ganzen Frage, und der Erzbischof von York gab in Mürren eine Auslegung der Beschlüsse der Konferenz, die alle Wege offen ließ. Aber die Beobachtung der englischen Freikirchen zeigte doch, daß eine merkliche Abkühlung stattgefunden hatte. Professor Carnegie Simpson und die nonkonformistische Presse gaben dieser veränderten Lage mehrfach einen geradezu scharfen Ausdruck und die „Evangelical Alliance", die den protestantischen Standpunkt in orthodoxem Sinne vertritt, gewann gerade aus dem Mißerfolg der Einigungsverhandlungen neuen Einfluß, der auf mehreren Riesenversammlungen im Kampf um die Verwerfung der neuen Fassung des Prayer Book große Stoßkraft fand. Alle Parteien zogen Gewinn aus dieser Auseinandersetzung.

Nicht zuletzt die Anglokatholiken, deren Organ, die „Church Times", einen eigentlichen Kampf gegen den evangelischen Charakter der englischen Staatskirche führt. Dann aber auch die „Anglican Evangelicals", die das evangelische Element innerhalb der anglikanischen Kirche pflegen und engere Verbindung mit den evangelischen Kirchen des Kontinents anstreben.

[1]) Die englische Staatskirche selbst bezeichnet sich bekanntlich nicht als protestantisch, sondern sucht eine Mittelstellung zwischen römischem Katholizismus und Protestantismus einzunehmen. D H

[2]) Lambeth 1930.

Als dann die Staatskirche mit den orthodoxen orientalischen Kirchen engere Fühlung gewann, wurde in England unter den Freikirchen da und dort der Ruf hörbar: Israel, zu deinen Hütten! Und in der ökumenischen Bewegung gewann dadurch die Pfeileridee Ottos neues Gewicht. Das heißt, daß als erste Etappe der Zusammenschluß der nächst verwandten Kirchen deutlich wurde, also die Einigung bischöflicher Kirchen einerseits, der protestantischen Kirchen anderseits. Es fragt sich dann nur, wohin diejenigen protestantischen Kirchen gehören, die bischöflich organisiert sind. Oder vielmehr es ist nicht fraglich, da sie ja das Bischofsamt wie die schwedische Kirche nicht als zum esse, sondern zum bene esse der Kirche gehörig betrachten.[3])

Nun scheint aber die anglikanische Kirche das Eine zu tun und das Andere nicht zu lassen. Sie verfolgt, ihrer „Brückenstellung" getreu, stetig den Zusammenschluß mit der altkatholischen und den orthodoxen Kirchen, hat nun aber auch nach der protestantischen Seite hin einen höchst bedeutsamen Schritt getan. An der letzten Generalversammlung der Church of Scotland erschien der Erzbischof der englischen Staatskirche vor der Vertretung des schottischen Protestantismus, um zu einer „unrestricted conference", einer uneingeschränkten Erörterung des Einigungsproblems einzuladen. Schon vorher hatten im Lambeth Palace Besprechungen stattgefunden zwischen dem Erzbischof einerseits und den Schotten Dr. White, Principal Martin, den angesehensten früheren Moderatoren, und Professor Curtis anderseits. Erzbischof Lang ist wie der letzte Erzbischof Davidson schottischer Abkunft und gehört zu jenen zahllosen Schotten, die in England zu führenden Stellungen gekommen sind. Es will etwas heißen, daß der Patriarch des Westens, der zahllose Besuche fremder Kirchen empfängt und fast keine macht, sich nach Schottland begibt, um eine Kirche einzuladen, deren geistliches Amt im Grunde bei den Anglikanern noch nicht volle Anerkennung gefunden hat und mit der keine Abendmahlsgemeinschaft besteht. Darin liegt eine Anerkennung der stärksten und einflußreichsten evangelischen Kirche Großbritanniens, die vielleicht geradezu eine protestantische Schlüsselstellung inne hat.

Denn heute hat sie ihre Einheit gefunden und weiß nichts von den Spaltungen, die die anglikanische Kirche zerreißen. Sie hat einen Vorsprung vor den kleinern evangelischen Kirchen Englands, die gegenüber der anglikanischen Kirche weder im englischen Federal Council, noch im National Free Church Council ein genügend starkes Einheitselement besitzen. Die Kirche Schottlands hat ein warmes evangelisches Leben, das an der Missionsaufgabe der Kirche wirksam blieb. Sie ist sich der Aufgabe bewußt, sowohl das historische Erbe der Reformation zu erhalten, als auch es dem Verständnis der heutigen Welt zu erschließen. Sie ist durch ihren demokratischen Aufbau eine wirkliche Volkskirche, deren Angelegenheiten weder die eines hohen Kirchenregimentes, noch machtlüsterner Einzelgruppen sind. Sie ist die einzige Kirche Großbritanniens, die ein lebendiges und offizielles Verhältnis zum Protestantismus des Kontinents hat und zwar nicht allein zu den reformierten Kirchen, sondern auch zu den lutherischen. Ein Schotte, McKinnon, hat jetzt auch ein vortreffliches Werk über Luther geschrieben, der weithin in der anglikanischen Kirchenwelt noch unbekannt oder ebenso vergessen ist wie die Beziehung zu Genf. Die schottische Kirche besitzt auch die besten theologischen Bildungsstätten des englischen Sprachgebiets, so daß Edinburgh zum Beispiel von zahlreichen amerikanischen postgraduates zum Abschluß ihrer Studien besucht wird. Die alte reformierte Erinnerung ist fest eingewurzelt in Kirche und Volk und doch ist den schottischen Theologen nichts Menschliches in der neueren Theologie fremd; alles wird mit kritischer Aufgeschlossenheit studiert. So findet zum Beispiel die dialektische Theologie ein unbefangenes Verständnis; der gegenwärtige Moderator Mackintosh hat sie frühzeitig der schottischen Theologie bekannt gemacht und ein Schotte, Thomson, übersetzt eben Barths Dogmatik.

Diese reformierte Kirche, deren Väter den „Covenant" schlossen gegen bischöfliche Umtriebe, hörte also jüngst, Ende Mai, die persönliche Einladung des mächtigsten Vertreters des Episkopalismus in der nichtrömischen Welt. Nirgends außer im Kampf mit Rom standen sich Bischof und Presbyter, Bischof und Pfarrer bedeutungsvoller gegenüber. Der Bischof ist in der nichtrömischen Welt im Vorrücken. Das Luthertum besinnt sich aufs Neue auf ihn. Eine Reihe lutherischer Kirchen haben ihn neu eingeführt, die polnische, die jugoslawische

[3]) nicht als zum Wesen der Kirche gehörig, sondern nur als zweckmäßig. D H

Kirche, und die preußische hat ihn nur mit knapper Mehrheit noch abgelehnt. In der reformierten Welt ist erst jüngst das Feldgeschrei gegen den Bischof als eigentliches reformiertes Schibboleth etwas gedämpft worden, seitdem man lernte, wie Calvin zum Bischofsamt stand.[4]) Die Reformierten Ungarns haben am Bischoftum kraftvolle Führer gewonnen. Die bekannte Unbotmäßigkeit der Pfarrer, die den Angriff auf jede Kirchenbehörde als heiligen Beruf erachten, die wilde Parteiwirtschaft einzelner Gruppen in der Kirche, die Ersetzung jeder kirchlichen Autorität durch das Gutdünken einzelner Souveräne des Glaubens haben sicherlich weithin neues Verständnis geschaffen nicht für den Hierarchen, aber für eine kirchliche Führerstellung. Wie wird die schottische Kirche einen solchen erzbischöflichen Vorschlag aufnehmen, die bisher den Bischof als ihren historischen Feind ansah und der demokratischen Verfassung beinahe eine Art Glaubenstreue geschworen hat?

Erzbischof Lang wurde in Schottland freundlich angehört. Er kam nicht wie der Lord High Commissioner mit königlichen Ehren, sondern ganz ohne anglikanische Salbung, nicht als ein Würdenträger und Kirchenfürst, sondern als ein demokratischer Freund, der sich als „son of the manse" (Sohn des Pfarrhauses) einführte, ja sich sogar im Scherz als „heimkehrenden Sohn" erklärte im Blick auf seine schottische Herkunft und damit um Sympathie und Verständnis warb. Ich denke an einen andern Erzbischof, den ich vor drei Jahren am selben Platze neben dem Moderator stehen sah, Soederblom, und fühle dabei den tiefen Unterschied, der in diesen Namen liegt. Der lutherische Erzbischof, anglikanischem Ritualismus geneigt, fand ohne weiteres eine offene Türe im schottischen Reformiertentum. Denn seine Botschaft war „Rechtfertigung durch den Glauben", eine Botschaft, die jeder Reformierte als Geist von seinem Geiste versteht. Der anglikanische Erzbischof fand zwar viel Freundlichkeit, aber er stieß doch auf eine innere Reserve, da in seiner Botschaft, wenn auch unausgesprochen, das Lambeth-Quadriliteral[5]) mit seiner Bedingung der Annahme des historischen Episkopates mitgehört wurde.

Das zeigte die Diskussion. Der Bericht darüber, wie ihn die British Weekly und der Scotch Observer geben, liest sich ganz dramatisch. Jene sieht neben dem Moderator Mackintosh im Geiste eine Reihe „formidabler" Moderatoren, Marshall Lang, Story, John Caird, Rainy, James Denney von uraltem schottisch reformiertem Wuchs, die alle die Einladung des anglikanischen Erzbischofs zu „unrestricted conference" anhörten. Stahlharte Protestanten wie William Whitelaw erklärten als erste Aufgabe der heutigen, neu aufgebauten schottischen Kirche, sich im Herzen des schottischen Volkes festzusetzen. Mit Recht wurde auch darauf hingewiesen, daß die Frage einer Verständigung nicht nur die schottische Kirche, sondern den Protestantismus als Ganzes betreffe. Würde die schottische Kirche etwa eine Einigung mit der anglikanischen Kirche eingehen, ohne den Reformierten Weltbund zu konsultieren? Wie verworren würde die Lage ohne eine solche Verständigung! Die schottische Kirche hat offenbar Sinn dafür, daß sie in einer so weitreichenden Frage nicht einfach aus nationalen Gründen die Sprecherschaft für den Weltprotestantismus übernehmen kann. Warum unterließ die Lambeth-Konferenz als Ganzes einen solchen Schritt dem Protestantismus als Ganzem gegenüber? Geschah es, um einen Schritt am Orte des schwächsten Widerstandes und gleichsam mit der Begünstigung nationaler Verwandtschaft zu versuchen? Ist es ein erster Schritt, den man im eigenen Lande tun kann und dem keine weiteren zu folgen brauchen, da bei der bekannten anglikanischen Unkenntnis des Protestantismus und der Interesselosigkeit gegenüber dem kontinentalen Protestantismus, die bei dessen Notlage in den letzten zehn Jahren oft besonders betrübend war, dieser doch als quantité négligeable erscheint?

Die schottische Generalversammlung konnte zwar nicht als Mund des Protestantismus betrachtet werden. Aber protestantische Bedenken wurden in der Debatte laut. Es leitete sie sicher ein richtiges und echtes ökumenisches Gefühl, wenn sie einer freundlichen Einladung eine freundliche Antwort gab. Jede ökumenische Bewegung wäre von vornherein zum Tode verurteilt, wenn verschiedenartige Kirchen nicht den Glauben und die Liebe hätten, um zu einer „unrestricted conference" zusammenzukommen und wenn wir ein für allemal historische Erkenntnisse verabsolutieren und verewigen wollten.

Professor Curtis, ein Mann, der wie wenige die ökumenische Aufgabe gerade des reformierten Wesens erfaßt hat und Vizepräsident des Reformierten Weltbundes ist, beantragte die Annahme der erzbischöflichen Einladung. Wird er dafür von den allein und echt Reformierten gesteinigt und des Liebäugelns mit bischöflichem Wesen angeklagt werden? Die Versammlung nahm die Einladung an trotz der Bedenken von Dr. Macpherson, Mr. Sherwood Gunson, Dr. Hall und Dr. MacGregor, die zum Teil die Zeit für solche Verhandlungen noch nicht für gekommen halten, teils nicht an eine Verhandlungsmöglichkeit glauben und teils direkt den Gegensatz altschottischen Glaubens gegen alles bischöfliche Wesen ausdrücken. Der allverehrte Principal Martin und Dr. White, „grand old men" der Kirche Schottlands, verhalfen dem Antrag zum Siege mit der Betonung, daß man eine solche Einladung nicht zurückweisen könne und daß die schottische Kirche ohne Furcht vor irgend welchem Verrat alten Glaubensgutes zu einer Konferenz mit den Anglikanern gehen könne.

Damit ist an einem wichtigen strategischen Punkte eine Verhandlung eingeleitet, die für den gesamten Protestantismus wie für die ökumenische Bewegung überhaupt große Bedeutung erhalten kann. „Wait and see" sagt der bekannte Watchman der „British Weekly" dazu mit einem skeptischen Hinweis darauf, daß die schottische Kirche eine Kirche der Reformation sei und schwerlich zwei Schritte weit mit einer Kirche gehen könne, die „die Reformation bedauert", die bischöfliche Verfassung als Glaubensartikel erklärt und die Abendmahlsgemeinschaft mit protestantischen Kirchen ablehnt.

Genf Adolf Keller

[4]) Auch Oekolampad wird in der Inschrift auf seinem Grabstein harmlos templi hujus vere episcopus genannt.

[5]) Programm einer früheren Lambeth-Konferenz für die Einigung der christlichen Kirchen: alle sollten sich bekennen zur Bibel, zu Taufe und Abendmahl, Apostolikum und Nicänum und zum Bischofsamt. DH

Bücher und Schriften

Oliver Cromwell. Ein Kampf um Freiheit und Diktatur. Von Heinrich Bauer. München und Berlin, Oldenbourg 1932. 408 S. 8, geb. 9.50 M.

Hier wird erfolgreich versucht, die dämonische Persönlichkeit Cromwells in dem historischen Zusammenhang der englischen Revolution zu erfassen und die Wechselwirkung aufzuzeigen, die den religiösen Ekstatiker zur politischen Diktatur emporführt, den Kämpfer für das Parlament zum Kämpfer gegen das Parlament macht und ihn an die Stelle des enthaupteten Königs setzt. Das viel umstrittene Charakterbild Cromwells wird mit wohltuender historischer Objektivität betrachtet, die aus eindringendem Studium der Quellen entspringt. Jede Tendenz ist vermieden. Aus dem Buch spricht weder Verherrlichung der Diktatur, noch Verdammung. Die Ereignisse und Probleme sind sachlich, aber in farbiger, schwungvoller und flüssiger Sprache dargestellt und besonders die Behandlung des Königsprozesses zeugt von einem solchen Streben nach Gerechtigkeit. Die Form der durch wertvolle Bilder, eine übersichtliche Zeittafel und ein ausführliches Sachregister bereicherten Darstellung ist ein spannender Roman, in dem die englische Revolution vom Standpunkt Cromwells aus betrachtet und alles Geschehen auf seine Persönlichkeit bezogen wird. Während die vorliegenden älteren Cromwellbiographien für eine populäre Lektüre entweder zu umfangreich sind oder in ihrer Kürze zu einseitig und mangelhaft, hat diese den Vorzug, den ungeheuren Stoff in einem klaren, allgemein verständlichen, alle wesentlichen Züge erfassenden Bilde abzurunden. Das angenehm lesbare Werk, das in gewissem Sinn eine Lehre für die Gegenwart bedeutet, ist für einen größeren Leserkreis geeignet und sollte weite Verbreitung finden.

Richard Breitling

Staat und Kirche. Von Wilhelm Zoellner. Potsdam, Stiftungsverlag 1932. 46 S., 1.80 M.

Was Zoellner zu den großen Themen von Staat und Kirche zu sagen hat, ist von vornherein des allgemeinsten Interesses gewiß. Sehr bezeichnend an dieser Studie ist sofort der Titelzusatz „Ein Wort von Werdendem". Auch von Gewordenem und Bestehendem redet das Schriftchen höchst lehrreich. Aber wichtiger ist ihm, daß wir gerade jetzt im Werden stehen, im Werden eines neuen Lebenszusammenhangs der beiden in steter Spannung miteinander ringenden Mächte. Die alte, nur scheinbar fromme Utopie von einem „christlichen Staat" ist für Zoellner endgültig abgetan; ebenso wird andererseits aber auch das religiöse Fundament des Staates als zur Schöpferordnung Gottes gehörig anerkannt. Jeder Versuch, eine auch nur indirekte Herrschaft der Kirche über den Staat wieder aufzurichten ist abzuweisen, wie auch umgekehrt jede Abhängigkeit der Kirche vom Staat. Freie Kirche im freien Staat! Dem übervölkischen Charakter der Kirche einerseits und anderseits ihrer besonderen völkischen Aufgabe sind eine Reihe klarer und eindringliche Sätze gewidmet. Gustav von Rohden

Volkstum und Glaube. Von Konrad Möckel. Dresden, Ungelenk 1930. 64 S. 2 M.

Diese mit großer Eindringlichkeit geschriebene Arbeit trägt viel Beachtliches herbei über das Verhältnis von Volk und Gemeinde: Kein Heiliges, Göttliches kann je an zweiter Stelle stehen. Wo man ihm das zumutet, wo „Pflege des religiös-sittlichen Erbes der Väter" zu einem Hilfsmittel unter vielen zur Kräftigung der eigenen Art wird, da entsteht höchstens Götzendienst. Religion ist auch nicht Privatsache, sondern Bestehen und Vergehen des Volkstums ist durch ewige Gesetze mit ihr verknüpft. Du bist von Gott als verantwortliches Glied hineingeschaffen in den großen Zusammenhang deines Volkes. Da entsteht Volkstum, wo solche Verantwortung vor Gott zur lebendigen Wirkung in der Gemeinschaft gelangt. Glaube verbindet sich jeweils nur mit wirklichem Leben. Leben aber heißt Gefahr, Kampf, wirkliche Schicksalsnot, dem allem nie und nimmer mit irgendwelchen menschlichen „Einrichtungen" zu begegnen ist... In solchem Zusammenhang findet sich Beachtliches über den Trugwert des „Betriebes", den Leerlauf des Mechanismus, wie über den Aesthetizismus der Volkskunde (wird es mit uns besser, wenn wir bewußt und sorgfältig jeden alten Brauch zu bewahren und mehr noch aufzuzeichnen suchen?) und die Ueberheblichkeit der Rassenkunde. Geschrieben ist dieses durch und durch völkische Büchlein in dem alten Wetterwinkel Siebenbürgen, wo es hart auf hart um die nackte Existenz geht, was nicht hindert, daß wir uns trotz des Vorbehaltes des Verfassers unmittelbar mitangesprochen fühlen. Karl Wessendorff

Ostasien-Jahrbuch Nr. 11, herausgegeben von Missionsdirektor Devaranne. Ostasien-Mission, Berlin-Steglitz, Grunewaldstr. 22. 1932. 100 S. kart. 1 M.

Wenn Devaranne in seinem einleitenden Wort bittet, sich nicht an der Isoliertheit der Ostasien-Mission ängstlich zu stoßen, so dürfen wir bekennen: grade diese Isoliertheit, die Nichtaufnahme in den Missionsbund, ist uns Anlaß, der Ostasien-Mission unsere besondere Liebe zuzuwenden. Wie alle evangelische Missionsarbeit steht die Ostasien-Mission gegenwärtig in harter Not. Der jähe Tod des Missionsarztes Dr. Hänsel in Tsingtau, der Abschied des Veteranen der Japanarbeit D. Schiller in Kyoto aus dem aktiven Dienst nach verdienstvoller Arbeit eines ganzen Lebens bringen es mit sich, daß man der Ostasien-Mission diesmal mit besonderer Liebe gedenken muß. Die Einzelberichte aus dem Jahrbuch geben ein Bild, wie die Arbeit in Japan und China rüstig und ruhig weitergeht. Die politischen Verhältnisse in China ziehen zwar aufs stärkste die Missionsschule in Tsingtau mit ihren 460 Schülern in Unruhe und Tagesleidenschaft. Dennoch wird weiter gearbeitet. Mit dem Erfolge, daß die Regierung im Berichtsjahr die Schule als erste Missionsschule in der Provinz Schantung anerkannt hat. Die Schule hat damit für ihre Schüler die Berechtigung zur Universitätszulassung erlangt, ein großer Erfolg angesichts des verständlichen Mißtrauens der Chinesen gegen alles Nichtchinesische. Fein ist der Bericht des Missionsarztes Dr. Landgraf in Tsining. Er hat in ganz kurzer Zeit das Vertrauen seiner Patienten gewonnen. Ueber die stetig fortschreitende Japanarbeit berichten Superintendent D. Schiller, der neue Kyotomissionar Pfarrer Hessel und der Missionar Pfarrer Dr. Weidinger in Tokio. Auch in diesen Berichten klingt die politische Lage Japans verhalten durch. Zwei besondere Sachkenner, Dr. Seufert in Tsingtau und D. Schiller in Kyoto, sprechen zu dem gegenwärtigen japanisch-chinesischen Konflikt, beide von dem verschiedenen Standpunkt Japans bzw. Chinas. Man muß solche Berichte lesen, um sich ein wirkliches Urteil bilden zu können, das unsere Tagespresse kaum geben kann. Wie immer kommen auch der Religionswissenschaftler und der Literaturfreund auf ihre Rechnung: Missionar Pfarrer Rabes in Tsingtau berichtet anschaulich von einer Wallfahrt zum heiligen Berg Omi, Studienrat Bohner, Kaiserslautern, über die Frau in der neuesten japanischen Literatur. Einige gute Bilder zieren das Heft. Wer mehr wissen will von der Arbeit der Ostasien-Mission und sich in sie und ihre Anschauungen wissenschaftlich vertiefen will, der greife zur „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft", erscheinend im gleichen Verlag wie das Jahrbuch zum jährlichen Bezugspreis von 6 Mark. Gewichtige und gehaltvolle wissenschaftliche Aufsätze aus Theologie und Religionswissenschaft, Erfahrungen von Praktikern und, besonders wichtig, eine lückenlose Sammlung von Missionsnachrichten unter der Rubrik „Aus der Mission der Gegenwart", ergänzt von Bücherbesprechungen, bilden den Inhalt dieser Zeitschrift. Wir finden in ihr und in den sonstigen Veröffentlichungen der Ostasien-Mission graden Wirklichkeitssinn, klare Wissenschaftlichkeit, innerlichste Gläubigkeit, fern von allem Ueberschwang, tapfer und hingebungsvoll. Karl Weinhold

Wie ich für gemeindliche Diakonie warb und kämpfte. Von Paul Richter. In Kommission des Diakonissenhauses Mertschütz, Kreis Liegnitz, 1932. 93 S.

Programmatisches und Praktisches von der Gemeindediakonie in nichtanstaltlicher Form, doch in organischer Verbindung mit der Mutterhausdiakonie als Gemeindeaufgabe; geschrieben wesentlich von der Grundlage des Fliednerschen Gutachtens vom Jahre 1856 aus. Das Schriftchen verdient die Aufmerksamkeit aller, denen evangelisches Gemeindeleben und Gemeindeaufbau, Gemeindepflege und Diakonie wichtig sind. Karl Wessendorff

Ich glaube keinen Tod. Von Paul Jaeger. 8. Aufl. Heilbronn, Salzer 1932. 67 S. 1.20, geb. 2.20 M.

Zu Trauernden zurückhaltend und verinnerlichend, aber ernst und zuversichtlich von der Christenhoffnung zu sprechen, die über den Tod hinausgeht, ist eine besondere Gabe Jaegers. Man wünscht, daß das schon so weit verbreitete Buch noch Vielen Trost und stille Freude bringe. Manchen Alten wird freilich der kleine Druck dieser Ausgabe unlesbar sein; sollte von diesem Büchlein nicht auch eine in recht großem Druck gewagt werden? M

Der Kirchentag ruft. Ein Jahrzehntbericht zur Alkoholbekämpfung der deutschen Landeskirchen. Herausgegeben von Paul Seyfert. Berlin-Spandau, Wichern-Verlag 1931. 172 S. 2.50 M.

Man ersieht aus dieser Schrift, wie sehr die Bekämpfung des Alkoholismus aus einer Privatliebhaberei einiger Sonderlinge zu einer sehr ernsten Aufgabe der Kirchen geworden ist. Der erste Teil gibt eine Uebersicht über die verschiedenen Arbeitsgebiete der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der Alkoholnot (Schulungsarbeit, Trinkerrettung, alkoholfreie Gaststätten usw.) Der zweite bietet eine regionale Uebersicht; hier finden sich zusammengestellt Aufrufe, Erlasse, Beschlüsse der einzelnen deutschen Landeskirchen. Ein Bindeglied zwischen beiden Teilen bildet ein vorzüglicher, ganz in die Tiefe gehender Aufsatz von Prof. Köberle (Basel) über Alkoholfrage und christliche Erziehung, aus dem nur ein Satz hervorgehoben sei: „Wir haben die christliche Freiheit immer nur verstanden als Freiheit zum Genuß, aber nicht als Freiheit zum Verzicht, zum Opfern und Sterbenkönnen." — Man könnte noch hinzufügen, daß dieser Verzicht auch den auf den üblichen gesellschaftlichen Verkehrsstil und damit auf viele Gemeinschaft einschließt, so daß die Gegnerschaft gegen den Alkohol mit viel Einsamkeit bezahlt werden muß.

Friedrich Niebergall

Wahn — Europa 1934. Eine Vision. Von Hanns Gobsch. Berlin 1931. 348 S. 4.80 M.

Bei der Beurteilung dieses Buches hat jede literarische Kritik zu schweigen. Denn alle Mängel dieser Art werden durch das ethische Pathos laut übertönt. Unwichtig, daß die Formung der Charaktere im Berichtartigen stecken bleibt; daß der Ablauf der Ereignisse oft in kolportagehaftem Sprungschritt vor sich geht; daß der Verfasser kein Dichter, sondern ein politischer Prediger ist. Das ist kein Mangel.

Wir lesen von einem Arbeiterminister in Frankreich, der die Massen Europas hinter sich hat; der im Flugzeug durch die Welt jagt, um dem Präsidenten von Amerika die Hand zu drücken; der die Diplomaten durch die Eindeutigkeit seiner Sprache in Verwirrung bringt. Ein Funkspruch trägt ihm die kleine Nachricht zu, daß sich eines nichtigen Vorfalles wegen die Albaner und Südslawen ein paar Kugeln über die Grenze geschickt haben. Italien schützt Albanien, seine Domäne, seinen zukünftigen Besitz. Frankreich schützt die Südslawen. Resultat: Kriegserklärung. Der Ablauf ist logisch und konsequent. Er hat seine Nuancen, über die später die Werke der Untersuchungsausschüsse berichten werden. Die Folge ist um so einfacher: Ueberraschungskrieg mit Flugzeugen und Gas. Paris, Marseille, Florenz, Mailand, Rom: Trümmerhaufen, ohne eine lebendige Seele darin. Von Osten marschieren über Polen die Sowjetheere heran.

Gegen diese kalte Entwicklung der Dinge stemmt sich einer an: jener Arbeiterminister Léon Brand. Weil die Logik der Kabinette eine Widersinnigkeit ist, weil sie gegen die Völker sündigt. Er kämpft, er demissioniert, der Aufruhr bricht los, die Maschinerie seiner europäischen Arbeiterschaft setzt sich in Bewegung. Das Stampfen der Maschinen zerschmettert diese selbst und hervor bricht eine einzige, nicht zu bändigende Kraft: die Menschenmasse selbst. Ueberrennt ihren Minister, wie sie das Kriegskabinett und den italienischen Duce überrannt hat. Es toben die Elemente über alles System, alle Organisation hinweg: der Tod von der einen, die Kraft der Menschen von der anderen Seite. Ausgeklügelte diplomatische Organisation wird zur Lüge gegenüber dem menschlichen Aufschrei eines Einzelnen und zum Tand gegenüber der elementaren Kraft.

Dieser Tage las ich in einem kleinen Provinzblättchen, daß auf Anregung des Reichswehrministeriums und des Reichsverbandes der deutschen Industrie in den Fabriken Gasschutzübungen abgehalten würden, und ferner, daß ein Professor festgestellt habe, daß die Gefahr von Gasangriffen gar nicht so groß sei, wie man gemeinhin denke. Denn wenn z. B. der Wind günstig stände, komme nur ein kleiner Prozentsatz des Gases zur Wirkung!!

Hans E. Friedrich

Von Gustav Adolf und dem Gustav Adolf-Verein

Ueber Gustav Adolf veröffentlicht Gustav Schröer, der thüringer Volksschriftsteller, eine geschichtliche Erzählung: **„Gustav Adolf und sein Getreuer"** (Stuttgart, Quell-Verlag. 168 S.). Die Erzählung spricht und zieht an. Sie hält sich frei von den Einseitigkeiten der Heldenverehrung und wird doch der überragenden Größe und dem Werk Gustav Adolfs gerecht. Den Tod Gustav Adolfs würdigt Schröer als zur rechten Zeit erfolgt: er habe Gustav Adolf davor bewahrt, aus dem religiösen Helden ein machtgieriger Kriegsmann, aus dem umjubelten Retter der Feind und Zerstörer Deutschlands zu werden. Ob dies Urteil stimmt? Vielleicht überträgt es doch nur die Wendung, die die schwedische Politik nach dem Tod Gustav Adolfs tatsächlich genommen hat, auf Gustav Adolf selbst. Es übersieht auch, daß Gustav Adolf, wenn er seinen Sieg bei Lützen über-

lebt hätte, willens und doch wohl auch im Stand gewesen wäre, unserm Volk den schrecklichen zweiten Teil des Dreißigjährigen Kriegs zu ersparen. Der „Getreue" Gustav Adolfs und die Nebenfiguren der Erzählung sind durchaus fesselnd gestaltet. Alles in allem ein Buch, das man gern liest und zur Einführung in das Werk Gustav Adolfs gern empfiehlt.

Paul Reinöhl faßt in seinem **„Gustav Adolf, ein Christ und Held"** (Verlag des Evang. Vereins für die Pfalz, Kaiserslautern. 8. Auflage. 20 S. 20 Pfg.) das Leben und Werk Gustav Adolfs knapp und anschaulich zusammen.

Das **„Ehrenbuch des Gustav Adolf-Vereins"**, herausgegeben von Pfarrer D. Franz Blanckmeister (Verlag von Strauch und Kray in Leipzig, 220 S., kartoniert und beschnitten 5.80 M.), vereinigt 35 Vorträge über den Gustav Adolf-Verein. Die Vorträge geben kein planmäßig abgerundetes Bild von der inner- und außerdeutschen Diaspora und ihrer Pflege durch den Gustav Adolf-Verein, führen aber fast in alle Arbeitsgebiete des Gustav Adolf-Vereins anschaulich und überzeugend ein. Dabei ist es dem Herausgeber gelungen, Männer wie Niemöller, Blau, Geißler, Hoffmann, Kalweit, Voß, Wehrenpfennig und Lessing, aber auch weniger bekannte Pfarrer oder Helfer der Diaspora in den Dienst des Buches zu stellen. Das Buch ist nicht nur ein Ehrenbuch, sondern auch eine umfassende Stoffsammlung für die Gustav Adolf-Arbeit, ein bescheideneres, aber in seiner Art gleich ergiebiges Gegenstück zu der großen Franz Rendtorff-Festschrift, die Geißler vor zwei Jahren herausgegeben hat.

„Das Buch vom Gustav Adolf-Verein" von Paul Lutze (Verlag von Strauch und Kray in Leipzig. 204 S., kartoniert 3.20 M., in Leinen 4.20 M.) gibt uns nach einem Abriß über das Leben Gustav Adolfs die lange erwartete Einführung in das Werk des Gustav Adolf-Vereins. Es schildert die Not der mancherlei Arten von Diaspora und die Hilfe, die der Gustav Adolf-Verein dieser Not entgegensetzt. Beides, die Not und die Hilfe, werden in klarer, systematischer Anordnung dargelegt. Dabei fehlen allerdings die kritischen Maßstäbe, deren nun einmal die Wissenschaft nicht entbehren kann; auch führt die Darstellung nicht immer in die Tiefen, die seinerzeit z. B. der Baumgartensche Aufsatz in „Religion in Geschichte und Gegenwart" erschlossen hat. Weiter fehlen die Satzungen des Vereins und ist die Statistik zu kurz gekommen. Im Ganzen aber erfüllt das Buch seinen Zweck in hervorragendem Maß; es bereichert die Kenntnis und weckt die Liebe. Hinter der oben genannten Franz Rendtorff-Festschrift steht es in der Erfassung mancher Probleme zurück; es hat aber vor ihr die Planmäßigkeit der Anlage und die Einheitlichkeit der Durchführung voraus.

„Der Gustav Adolf-Verein, sein Werden, Wachsen und Wirken", von D. Drescher, Geh. Oberkirchenrat a. D. (Kaiserslautern 1932, Verlag des Evang. Vereins für die Pfalz. 64 S., 90 Pf.), ist eine schlichte, klare und warme Festschrift und zur Massenverbreitung gut geeignet.

Wertvolle Dienste zur Vorbereitung auf die Dreihundert- und die Hundertjahrfeier leisten auch die neuen Folgen der **„Handreichung für die Arbeit des Gustav Adolf-Vereins"**, die vom Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins in Leipzig zu beziehen sind.

Wilhelm Kotzde gibt in seinem Buch **„Von Riga bis Lützen,** der Weg Gustav Adolfs" (Stuttgart, J. F. Steinkopf, 109 S.) einen Abriß der Geschichte Gustav Adolfs. Hinter dem Buch steckt ernstes, wissenschaftliches Studium, das sich bis ins kleinste bewährt und auch Unbekannteres charakteristisch verwertet; die Feder führt aber der Schriftsteller, nicht der Gelehrte, und der Schriftsteller weiß trotz der gedrängten Knappheit überaus packend zu schildern. Bisweilen streift er den Stil des Romans, im Ganzen liefert er aber eine überaus solide und reizvolle Lebensgeschichte. Zwei Beanstandungen: S. 15 trifft versehentlich Würzburg statt Nürnberg der Union bei; S. 14: „Wilhelm von Weimar wird der Stammvater des Hauses, dessen Sproß um die deutsche Freiheit gegen Napoleon kämpft"? Jawohl, aber zuvor war er (Karl August) Mitglied des Rheinbundes und Parteigänger Napoleons!

Johannes Kübel

Stoßseufzer nach einem theologischen Vortrag

Mein schlichter Jesus du,
Du gingest durch das grüne Land,
Sahst überall den Menschen zu
Und sprachst: ich will euch helfen, kommt!

Wie anders klingt das Wort,
Das heut dein Jünger sehnend prägt:
„Die Kirche ist der Ort,
An dem die Menschheit transzendiert."

Du sagtest von dem Gottesreich
Und seiner Kindschaft großem Glück,
Du senktest es dem Korne gleich
In unsern Herzensacker ein.

„Was kommt's auf deine Seele an,"
So heißt es heute weit und breit,
„Wenn du die Schuldigkeit getan
Am objektiven heil'gen Geist."

Du Jesus nahmst uns bei der Hand
Und sprachest Worte bildhaft klar,
Daß Niemand sich bis heute fand,
Der ihre Tiefe ganz ermaß.

Wir aber ruhn und rasten nicht
Und schleifen alles Leben tot,
Es hüllt auch noch das kleinste Licht
In seinen Totenmantel der Begriff.

O Jesus sieh, wir Laien brauchen dich,
Wir brauchen Gottes Geist in deinem Kleid,
Wir weinen, weinen bitterlich:
Stehst du denn niemals wieder auf?

H. P.

Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß veröffentlicht einen Aufruf „Wache Gewissen" über die Stellung des Christen zum Geschlechtsleben, in dem verkündet wird: „Wache Gewissen sagen nein zu jeder Beschränkung der Geburten aus Gründen der Selbstsucht, der Bequemlichkeit oder des Genußlebens, nein zu jedem vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr."

Von den 423 Mitgliedern des Preußischen Landtags sind 185 evangelisch, 100 katholisch, 1 jüdisch (SPD), 19 freireligiös, 100 religionslos, 18 (alle SPD) ohne Angabe der Religionszugehörigkeit. DEK

Die Staatsleistungen für die Pfarrerbesoldung in Preußen sind seit 1930 insgesamt um volle $^2/_5$ gesenkt worden.

Die Wahlen für die Gemeindekirchenräte in der altpreußischen Kirche sind auf den 12. bis 14. November festgesetzt worden.

Die drei ältesten Professoren der Theologie an der Universität Halle, Feine, Joh. Ficker und Kattenbusch, haben dem Evangelischen Oberkirchenrat, dem Deutschen Evangelischen Kirchenbundesamt und den deutschen evangelischen theologischen Fakultäten eine Erklärung über den Rückgang der Kenntnis der alten Sprachen bei den Theologiestudierenden mit dem Antrag überreicht, alle Ermäßigungen in der sprachlichen Vorbildung der Theologen aufzuheben und zum theologischen Studium nur die vom humanistischen Gymnasium Kommenden zuzulassen.

Die Anhaltische Regierung hat ein neues Gesetz über den Kirchenaustritt veröffentlicht, wonach der Kirchenaustritt nicht mehr beim Standesamt, sondern beim Amtsgericht zu erklären ist und erst nach vier Wochen Gültigkeit bekommt. Ebenso ist das Schächten verboten worden.

Der Rechtsausschuß des Sächsischen Landtags hat mit den Stimmen der Staatspartei, der Sozialdemokraten und der Kommunisten den Vergleichsvorschlag des Staatsgerichtshofs im Streit zwischen Staat und Kirche abgelehnt.

Im Devaheim-Prozeß wurden die Angeklagten Pastor D. Cremer zu zwei Jahren Gefängnis und 10 000 Mark, Wilhelm Jeppel zu 1 Jahr 6 Monaten und 20 000 Mark, Claußen zu 1 Jahr 6 Monaten und 5000 Mark, Ernst Wilhelm Cremer zu 4 Monaten, Paul Jeppel zu 4000 Mark; Kocks und Pastor Müller wurden freigesprochen.

Die evangelisch-lutherische Landeskirche in Bayern hat ein neues Biblisches Geschichtenbuch für die religiöse Unterweisung der Jugend in Abänderung der bisherigen Buchruckerschen biblischen Geschichten und auf Grund gemeinsamer Arbeit von Geistlichen, Lehrern und Künstlern herausgegeben.

Die Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht (Spanuth) sind mit der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht (Schuster) vereinigt worden. Herausgeber Schuster und Spanuth, Schriftleiter Professor Richter, Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Die unter Leitung von Bischof Umbreit stehende norddeutsche Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft ist in eine ostdeutsche und westdeutsche Gemeinschaft getrennt, nachdem 1900 die Deutschlandskonferenz sich in Nord- und Süddeutsche Gemeinschaft getrennt hatte. Die Gemeindeglieder in Norddeutschland haben sich von 1900 bis 1932 von 4668 auf 12 879 vermehrt.

In den Gereformeerden Kerken in Holland hat die Classis Woerden den Prediger von Zevenhoven Ubbink wegen Irrlehre seines Amtes entsetzt. Ubbink legte Berufung an die Synode ein. Ref Kz 28

Der französische Protestantismus gibt unter Teilnahme von Theologen aller Richtungen ein Dictionnaire encyclopédique de la Bible heraus, von dem der erste Band soeben erschienen ist. Herausgeber A. L. Westphal von der Fakultät in Montauban.

Die Nationalsynode der églises reformées evangéliques in Frankreich hat den Evangelisten, die 15 Jahre ihren

Dienst treu versehen und ein Examen vor der Fakultät ablegen, den Eintritt in das volle Pfarramt bewilligt.

Pfarrer Gaudenz in Zernetz hat das Neue Testament und die Psalmen neu ins Ladinische übertragen. Ref Schw Z 30

Das Bezirksgericht in Riga hat die vom Friedensrichter verfügte Ausweisung aller Amtspersonen der Domgemeinde bestätigt und dazu noch die Ausweisung von Propst Burchard aus seinem Pastorat sowie der Armenpflege und des Domvereins verfügt.

In Dänemark ist eine ausgedehnte Austrittsbewegung in den positiv zu Religion und Kirche eingestellten Kreisen bemerklich. Das Buch des freisinnigen Pastors Dr. Otto Larsen „Skatten i Lerkar" bewegt die weitesten Kreise. Professor Nielsen stellt in „Folkekirkens Skäbnetime" fest, daß dies Buch eine neue Epoche im kirchlichen Leben einleiten müsse; Pastor Chr. Norlev erklärt in einer Veröffentlichung „Kirken i Smeltediglen", daß Dänemark sowohl kirchlich wie auch religiös mitten in einer Verfallperiode steht und daß die Neuorientierung vom Dogmatischen fort zum Ethischen schreiten muß. In Norwegen kämpft unter Führung von Dr. Kristian Schjelderup die freisinnig religiöse Vereinigung „Norges landslag for frilynd kristendom" durch ihre Zeitschrift „Fritt Ord om Livet og Religionen". Rb 165

In England hat sich ein Bund für kirchliche Selbstverwaltung gebildet, um die anglikanische Kirche wie die deutschen evangelischen Landeskirchen von den englischen Staatsbehörden zu lösen.

Von Kardinal Marchetti Salvaggiani werden die römischen Kirchen und Kapellen von den mit der Vorschrift der Liturgie nicht übereinstimmenden Gottesdiensten gereinigt, einige Kirchen von den zu vielen Statuen und Heiligenbildern befreit; ebenso wurde vom 1. Juli ab der Verkauf von Wachskerzen in den Kirchen verboten, weil die Votivgaben leicht abergläubige Formen annehmen könnten. Ref Schw Z 29

Im Auftrag des Papstes sind im Geheimen fünf neue Bischöfe, davon vier aus dem Arbeiterstande, in Rußland geweiht. Damit sind neun römisch-katholische Bischöfe in Rußland tätig.

Der Bund der kanadischen Teilnehmer am Weltkrieg hat die Annahme einer Gabe von 57 023 Dollar abgewiesen, weil sie Ertrag einer Lotterie war, und die Regierung gebeten, keine Lotterie mehr zu gestatten. Ref Kz 30

Von Personen. Gewählt: Professor Hans Achelis zum Rektor der Universität Leipzig; Pastor Dallière zum Professor in Montpellier; Dr. Slotemaker de Bruine zum Präsidenten des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie als Nachfolger von D. Reinhold Seeberg. Promoviert: Direktor des Predigerseminars Lic. Besch in Neuhof zum D. von Königsberg; Prediger Theodor Mann in Frankfurt a. M. und Prediger Gustav F. Hausser, Vorsteher des Diakonissenhauses Bethanien in Neuyork-Brooklyn zu D. D. vom Baldwin-Wallace-Kollegium in Berea, Ohio. Lehrauftrag erhielt Dr. Norbert Glatzer in Frankfurt a. M. für jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik an der dortigen Universität. Habilitiert: Oberkonsistorialrat D. Johannes Hymmen für Innere Mission und Kirchenkunde in Münster. E St

Ein Deutsch-Evangelischer Notfonds

Evangelische Glaubensgenossen!

Zum zweiten Male haben wir es erleben müssen, daß ein als evangelische Aktion bezeichnetes Wirtschaftsunternehmen zusammenbrach und Tausende von evangelischen Gemeindemitgliedern in Not und Elend hinabriß. Durch den Zusammenbruch der Evangelischen Zentralbank sind 9 Millionen Reichsmark verlorengegangen, von denen vielleicht eine Million gerettet werden kann. 31 Jahre lang hat ihre Vorgängerin, die Genossenschaft für evangelische Pfarrer und Pfarrvereine, den Namen „evangelisch" mit Ehren geführt, und im Vertrauen darauf, daß im gleichen Geiste die Arbeit fortgesetzt würde, haben 6000 evangelische Glaubensgenossen auch ihrer Rechtsnachfolgerin, eben der „Evangelischen Zentralbank", ihre Ersparnisse und Notpfennige anvertraut und haben bei der Umwandlung viele Hunderte von Genossen die Kündigung ihrer Mitgliedschaft unterlassen. Sie sind alle getäuscht worden. Die zu Millionen angesammelten Ersparnisse sind nicht, wie ständig angekündigt wurde, bedrängten Glaubensgenossen oder der evangelischen Sache zugeflossen, sondern in industrielle Unternehmungen gegeben worden, die bei dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands weder an Verzinsung noch an Rückzahlung denken können, sondern fast alle bereits zu völligem Erliegen gekommen sind. Die Leiter der Bank haben in ihrer Verzweiflung und in der Meinung, daß es sich um eine vorübergehende Depression handele, auch die Depots angegriffen, zu Geld gemacht und weitere 400 000 RM. in das bodenlose Faß geschüttet.

Keiner der Geschädigten hat von dieser Spekulation gewußt, keiner hätte sie gebilligt, sonst würde es sich nur um Opfer der eigenen Gewinnsucht und Unternehmungslust handeln. Bis zur letzten Stunde ist auf besorgte Anfragen erklärt worden, die Gelder seien sicher angelegt auf erststellige Hypotheken, und so wurde gutgläubig auch dann noch Geld auf die Bank getragen, als sie längst zahlungsunfähig war. Dieses ganze verwerfliche Geschäftsgebaren ist durch den Namen „evangelisch" und durch die Werbung in evangelischen Blättern gedeckt worden. Wir empfinden die daraus entstandene wirtschaftliche Schädigung von Glaubensgenossen als eine Versündigung an der evangelischen Ehre und am evangelischen Gemeinschaftsbewußtsein und fühlen uns in innerer Verbundenheit mit ihnen verpflichtet, nach Kräften zu helfen, daß wenigstens der schlimmste Schaden wieder gutgemacht und die Ausdehnung der Vertrauenskrise auf alles, was die evangelische Kirche ist und was sie tut, verhütet wird.

Es sind auch unter den Geschädigten sicherlich Leute, die den Schlag verwinden können, so schwer er für sie ist. Es geht ihnen noch nicht an das Leben, wenn sie in einer Zeit, wo aller materielle Besitz ständig auf dem Spiele steht, ihre Reserven einbüßen, aber es sind auch viele Andere, für die ihr Spargut haben ihre Existenz und ihre Zukunft bedeutet: Söhne und Töchter im Ausland, die Jahr für Jahr ihren Eltern ihre kärglichen Erübrigungen gesandt haben, um einst wieder ins Vaterland zurückkehren und dort etwa ein kleines Geschäft anfangen oder sich sonst eine Existenz schaffen zu können, Kleinrentner und Sozialrentner, die sich ein paar hundert Mark abgedarbt haben für die Zeit völliger Hilflosigkeit oder gar für ihr Begräbnis, kleine Gewerbetreibende, die für ihre alten Tage sorgen wollten, Angestellte aller Art, die heute arbeitslos sind und nun ihren Notpfennig angreifen müßten, Gelähmte, Blinde, Kriegsbeschädigte und Krüppel, die noch einmal zu einem Stückchen Eigenbesitz zu kommen hofften, Lehrer und Lehrerinnen, Pfleger und Pflegerinnen an evangelischen Anstalten, die sich anstandshalber verpflichtet fühlten, ihre Ersparnisse einem evangelischen Unternehmen zur Verfügung zu stellen, Hausväter und Witwen, die besonders mit Erziehungsausgaben belastet sind, Landsleute im abgetrennten Gebiet, die die Kirche Deutschlands stärken wollten, von der auch sie leben, Landsleute in allen Ländern der Erde, die auch durch die Anlegung ihrer Gelder mit der Heimat verbunden bleiben wollten, und Landsleute in den Grenzgebieten, die bei der Unsicherheit ihrer Verhältnisse ihr letztes Hab und Gut im inneren Deutschland sicherstellen wollten, Wohlfahrtseinrichtungen und Wohlfahrtsvereinigungen aller Art, Wittümer, Stiftungen und Legate usw.

Wir bitten unsere evangelischen Glaubensgenossen herzlich, für die Bedürftigsten unter diesen so schwer betroffenen Opfern ihres Vertrauens einen Notfonds sammeln zu helfen und Beiträge dafür einzuzahlen auf das Postscheckkonto Berlin 97085 D. Schowalter Notfonds, Berlin-Tegel. Der Preuß. Staatskommissar für die Regelung der Wohlfahrtspflege hat Erlaubnis zur Sammlung bis zum 30. September 1932 gegeben. Die Verteilung der eingehenden Gelder erfolgt durch den unterzeichneten Ausschuß im Einvernehmen mit den Herren Geheimrat Professor D. D. Deißmann, Geheimrat Professor D. Titius, Direktor des Evangelischen Bundes D. Fahrenhorst und Direktor der Berliner Missionsgesellschaft D. Knak.

Der Arbeitsausschuß
zur Hilfe für die Geschädigten der Evangelischen Zentralbank

Rechtsanwalt Dr. C. vom Berg; Superintendent a. D. D. Schowalter; Schatzmeister der Berliner Mission Baumbach; Dr. Bickerich; Ministerialdirigent a. D. Daniels; P. Goosmann; Syndikus von der Linde; P. Richter; Direktor Schreck; Geschäftsführer Dr. Theuerkauf.

Verschiedenes

Der Notfonds für die beim Zusammenbruch der Evangelischen Zentralbank Geschädigten, dem obiger Aufruf gilt, wird unseren Lesern um so vertrauens- und unterstützungswerter erscheinen, je offener D. Schowalter in seinen Aufsätzen in der CW an den zusammengebrochenen Unternehmungen Kritik geübt hat. Auch die Schriftleitung der CW ist bereit, Beiträge entgegenzunehmen (Postscheckkonto Berlin 211 81, Prof. Mulert, Kiel).

Sechste Freizeit des Deutschen Bundes enthaltsamer Pfarrer in Wittenberg. Die sonnigen Tage der Pfingstwoche vereinigten 45 Mitglieder des Bundes zu regem Gedankenaustausch. Die großen Erinnerungen Wittenbergs, von denen man durch Besichtigung der Lutherstätten unter Führung von Liz. Thulin und Pfr. em. Götze lebendige Anschauung gewann, sprachen mit bei den Morgenandachten in der Sakristei der Stadtkirche wie bei den Verhandlungen im Bugenhagenhaus. Beim Begrüßungsabend sprach unter Anderen Professor Hans Schmidt aus Halle über „Evangelische Freiheit und Gebundenheit in der Alkoholfrage"; er fand den tiefsten Gehalt des Freiheitsbegriffes in Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Der ebenso charakter- wie temperamentvolle frühere holländische Arbeitsminister Professor Slotemaker de Bruine hielt einen gedankenreichen Vortrag über „Die Aufgabe des Gesamtprotestantismus im Kampf gegen den Alkoholismus" und eine hinreißende Predigt über Apg. 2, 15. Er bestimmte das Wesen des Protestantismus aus seinen Gegensätzen, indem er ihn abgrenzte gegen Katholizismus, Humanismus und Atheismus, und charakterisierte den Alkoholismus als „Eindringen des Alkohols in die Lebensgewohnheiten des Menschen". Er kam zu dem Ergebnis: Der Protestantismus erkennt die sichtbare Welt, wenn sie auch unter der Sünde steht, als Schöpfung Gottes an und muß daher die Askese als Weltverneinung prinzipiell ablehnen, ohne indes die Gefahr zu verkennen, daß die Materie immer wieder den Geist zu erdrücken strebt. Es liegt in seinem Wesen, das

Recht der Individualität zu betonen, ohne die Pflicht der Solidarität als dessen notwendige Ergänzung zu übersehen; der Protestant weiß sich seinen Brüdern verpflichtet und hat nicht nur dem Einzelnen in seiner Not der Gebundenheit an den sinnlichen Genuß beizustehen, sondern auch auf Abstellung bedenklicher Sitten hinzuwirken. Dabei ist allerdings ein drittes Wesenselement des Protestantismus hinderlich: seine Abneigung gegen künstliche Organisationen neben den von Gott gewollten Lebensordnungen; sie muß überwunden werden durch die Erkenntnis, daß der Alkoholismus diese Lebensordnungen stört; sie nötigt den Gesamtprotestantismus zum organisierten Protest gegen die Trinksitten; er hat nicht nur den von anderer Seite gegen sie geführten Kampf zu unterstützen, sondern auch die geistige Kraft eines aus Gottes Gnade lebenden Herzens dazu beizusteuern.

Ueber „Die kirchliche Lebensordnung und die Abstinenz" sprach Professor Dedo Müller aus Leipzig. Er betrachtete die Alkoholfrage unter den aus seinem Buch „Religion und Alltag" bekannten Gesichtspunkten. Er führte den Alkoholrausch zurück auf das Bedürfnis nach Erlösung von der Oede des Alltags, vom Leiden unter der Mittelbarkeit (Abhängigkeit vom Kapital und der Maschine) und von der Hetze des Daseins und charakterisierte ihn als „Erfüllungsbewußtsein, das sich einstellt infolge der Steigerung welthafter Energien". In ihm sucht der Mensch Erlösung von der Welt her. Das kann immer nur eine Scheinerlösung sein; die wirkliche Erlösung kann nur in der Begnadigung, dem Werk des Heiligen Geistes erlebt werden. Müller kam auf die Forderung hinaus, die bereits 1911 von Wurster in seinem Vortrage „Die Abstinenz als Standespflicht des Pfarrers" erhoben war. An beide Vorträge schloß sich eine lebhafte Aussprache an; hier bot besonders Lorenz (Bunzlau) Wertvolles zur Klärung der Probleme.

Die Evangelische Reichsarbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung des Alkoholismus unter dem Vorsitz von Professor Mahling hörte Berichte aus den verschiedenen Landesteilen; Oberpfarrer Fromm (Teichwolframsdorf) sprach über die Behandlung der Alkoholfrage in den Lehrbüchern für den Religionsunterricht und Pfarrer Rudolph (Zürich) über „Die Alkoholbekämpfung in der Schweiz", wo man in der gärungslosen Obstverwertung das Mittel gefunden zu haben glaubt, den Genuß alkoholischer Getränke mehr und mehr zurückzudrängen.

Mit der Besichtigung des im Schlosse eingerichteten Forschungsheimes für Weltanschauungsfragen unter Führung des Leiters Pfarrer a. D. Dr. med. Kleinschmidt und einem Ausflug nach Wörlitz schloß die Tagung.

Osnabrück Ernst Rolffs

Schweigt die Kirche zu verordneter Not? Unter diesem Titel macht das vom Sozialpfarrer Rodenberg in Eisenach herausgegebene Monatsblatt der Sozialen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Männer und Frauen Thüringens, Augustnummer 1932, auf sehr bedenkliche Folgen der durch die Notverordnung vom 14. Juni bewirkten Kürzung der Arbeitslosenunterstützung hin; diese Kürzung beträgt in manchen Fällen mehr als die Hälfte des bisher gewährten Satzes. Praktisch hat durch diese Einflüsse der Rechtsanspruch der Arbeitslosenversicherung bereits sein Ende gefunden, wenn der Versicherungscharakter auch zunächst noch aufrechterhalten wird und die Beiträge in alter Höhe von Arbeitgebern und Arbeitnehmern erhoben werden. Das Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 16. Juli 1927 ist durch diese Entwicklung im Grunde bereits über den Haufen geworfen.... Wie stark durch diese Zerstörung einer vor kaum fünf Jahren eingerichteten Versicherung das Rechtsbewußtsein im Volke und das Vertrauen zu den führenden Organen im Staate aufs neue erschüttert wird, ist schwer zu sagen. Die Vorgänge der Inflation und Aufwertungsgesetzgebung sind im sittlichen Bewußtsein des Volkes noch in keiner Weise bereinigt und überwunden, so daß es einer neuen Erschütterung des Empfindens für Redlichkeit und Recht wahrlich nicht bedarf! Die Kirchen und Gemeinschaften aller Konfessionen und Richtungen werden wie bisher die schweren Stöße solcher Erschütterung aufzufangen haben, durch die ihr eigener Bestand gefährdet wird, so wenig die ewig gültigen Grundsätze von Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit an sich erschüttert werden können. M

Das Christlich-soziale Frauenseminar des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover hält im Winter 1932/33 einen sozialpädagogischen Fortbildungslehrgang, in erster Linie für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Wohlfahrtspflegerinnen an Fürsorgeerziehungsanstalten. Teilnehmergebühr bei Belegung aller Fächer 125 RM., bei Teilnahme an einzelnen Fächern Berechnung nach Stundenzahl. Anmeldungen an die Seminarleitung Hannover, Wedekindstraße 26.

Herbstzusammenkünfte der Freunde. Die Leser und Freunde, Leserinnen und Freundinnen der Christlichen Welt wollen das Inserat Görlitz-Basel in der heutigen Nummer nicht übersehen! Görlitz, wo wir eine erfreuliche Anzahl treuer Leute wissen, wird uns am 10. und 11. Oktober aufnehmen. Weinel wird dort über Schöpfungsordnungen, W. Mensching über Rassenfragen sprechen, beides Themen von zeitgemäßer Bedeutung. In Basel am 28. September soll uns die Lehre vom Teufel beschäftigen, die heute wieder merkwürdig die Geister bewegt: vgl. CW Nr. 6 und 9. Pfarrer Schwarz-Basel hält den Vortrag. Männer und Frauen, die mit freundschaftlichem Interesse Anteil nehmen wollen, sind hier wie dort willkommen. R

Nach der Wahl. Die möglichen kulturpolitischen Auswirkungen des Reichstagswahlergebnisses vom 31. Juli zu erörtern wird vermutlich später noch Anlaß sein. Dagegen wird die Frage immer dringlicher, ob diejenigen evangelischen Blätter, die sich von politischem Tagesstreit zurückhalten wollen, das heute in Deutschland überhaupt können, da eine ganze Anzahl evangelisch-kirchlicher Blätter und Vereine ständig entschieden die Politik der Rechten vertreten. Diejenigen Evangelischen, die entweder politisch links stehen, oder doch unsere evangelische Kirche als Volkskirche erhalten, sie nicht einfach als Bundesgenossin der politischen Rechten erscheinen lassen wollen, werden also immer wieder vor die Frage gestellt: müssen wir nicht bei jeder Gelegenheit möglichst deutlich diese unsere abweichende Stellung bekunden?

Staat, Kirche und Schule. Der Reichsinnenminister von Gayl hat am 28. Juli an die Länderregierungen ein Rundschreiben gerichtet, das sein Programm für Schulwesen und Erziehung enthält. Darin heißt es zuletzt u. a.: „Die Erziehung zur Staatsgesinnung und zum Volksbürgertum empfängt ihre stärkste innerliche Kraft aus den Wahrheiten des Christentums... Deshalb wird es stets meine besondere Pflicht sein, das Recht und die freie Entfaltung der christlichen Schule und die christliche Grundlage aller Erziehung zu sichern und zu schützen." Letzterer Satz wird als gegen die weltlichen Schulen gerichtet verstanden werden; überhaupt aber werden die Bemühungen um ein Reichsschulgesetz nun wieder lebhaft werden. Wie 1927/28 die Verbindung des Zentrums mit der politischen Rechten (damals hauptsächlich den Deutschnationalen) sich in dem Versuch auswirkte, den Keudellschen Schulgesetzentwurf zu verwirklichen, so stellen heute diejenigen, die für einen Pakt von Zentrum und Nationalsozialisten eintreten, als wichtigen Ertrag solches Bündnisses ein „christliches" Reichsschulgesetz in Aussicht. Daß solchem Plan auf beiden Seiten starke Schwierigkeiten und daß ihm vom Standpunkt evangelischen Christentums schwere Bedenken entgegenstehen, sei jetzt nur angedeutet.

Inzwischen wird an andrer Stelle bereits kräftig im Sinne solcher Regelung vorgegangen. Das vom Reichskommissar für Preußen ernannte Ministerium hat durch Erlaß die Einsichtnahme der evangelischen Kirche in den Religionsunterricht der staatlichen Schule festgesetzt. Bekanntlich war im Frühjahr ein Konflikt zwischen dem Minister Grimme und der Leitung der altpreußischen evangelischen Landeskirche ausgebrochen, weil jener die Verhandlungen nicht zum Abschluß brachte, die über solche Einsichtnahme der Kirche schwebten. Der Entwurf, mit dem die evangelischen Kirchenbehörden sich einverstanden erklärt hatten, ist nunmehr als Ministerialerlaß ergangen. Daß die Einsichtnahme der Kirche normalerweise durch evangelische staatliche Schulräte erfolgen soll, wird Vielen zwar besser scheinen, als wenn sie durch Pfarrer oder Konsistorialräte erfolgte. Aber sollen die evangelischen Kirchen überhaupt auf diesem Gebiet äußere Sicherungen verlangen und sich nicht, wie die thüringische, mit inneren, mit der entsprechenden Gesinnung der Lehrerschaft begnügen? Zumal da die überwiegende Mehrzahl der Lehrer solcher Regelung entschieden widerstrebt? Und sollen die evangelischen Kirchen Preußens solches Zugeständnis annehmen aus der Hand einer Regierung, deren Verfassungsmäßigkeit umstritten ist, weil umstritten ist, ob die am 20. Juli erfolgte Einsetzung eines Reichskommissars für Preußen mit der Reichsverfassung vereinbar war? M

Versammlungskalender

8.—15., 15.—22., 22.—29. August Berneuchener Freizeiten Ursprung b. Schelklingen
20.—22. August Missionsjubiläum Herrnhut
10.—15. September Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Stockholm
11.—12. September Lutherisches Hilfswerk (Gotteskasten) Breslau
18.—20. September Gustav Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden
25. September bis 8. Oktober und 17.—25. Oktober Laienschulungslehrgänge der Apologetischen Zentrale Spandau
28. September Freunde der Christlichen Welt Basel
3.—10. Oktober Berneuchener Freizeit in Niederrödern (Sachsen)
6.—8. Oktober Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband Stuttgart
7.—9. Oktober Evangelischer Bund Cassel
10. und 11. Oktober Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754 Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. September

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz

Montag, 10. Oktober, 15 Uhr: Eröffnung im Saale der Naturforschenden Gesellschaft.
Öffentlicher Vortrag von Professor Weinel aus Jena: „Die sogenannte Schöpfungsordnung in moderner Sozialethik." Aussprache.

20 Uhr: Gesellige Vereinigung im großen Saal des Evangelischen Vereinshauses. Ansprachen von Mensing, Mulert, Rade. Themata: Christentum und Kultur; Christentum und Schule; Christentum und Presse.

Dienstag, 11. Oktober, 9 Uhr: Morgenandacht. Öffentlicher Vortrag von Pastor Mensching aus Petzen: „Das Erwachen der Farbigen und die Christliche Mission." Aussprache.

13 Uhr: Fahrt nach der Landeskrone, dort Mittagessen.

Nachmittags: Mitgliederversammlung. Vortrag von Dr. Herbert Grabert „Christliche Welt und nationalsozialistische Jugend."

Anfragen, Anmeldungen, Wohnungsbestellung (Gasthof, Privatquartier, Freiquartier) an Pfarrer Onnasch, Görlitz, Schanze 7. Tagungspreis 2 M.

Basel

Mittwoch, 28. September, 11 Uhr, im Christlichen Vereinshaus, Nadelberg 6, Petersgraben 39.
Vortrag von Rudolf Schwarz: „Der Böse oder das Böse?" Mittagessen im Blaukreuzhaus 1 Uhr. Aussprache 3 Uhr im Christlichen Vereinshaus.

Früher kommende Teilnehmer treffen sich im Nebensaal d. Blaukreuzhauses, Petersgraben 23. Tageskarte (einschl. Mittagessen): 4 Schweizer Franken.

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. **Ausbildung** für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der **allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit,** Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne **staatl. Prüfung.** Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. **Vorbedingung: Höhere Schulbildg.** (Obersekunda-Reife).
Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.
Eintrittsalter 19–30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. **Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein**

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Wangerooge (Nordsee)

Das evang. Privatkinderheim Fredeborg verbindet die Vorzüge eines gut geleiteten, ärztl. beaufsichtigten Heimes mit denen eines feinen Privathauses. Alter der Kinder 1½—13, Mädchen bis 18 Jahre. Ganzjährig geöffnet. Auskunft und Prospekt durch Schwester **Käte Kraut.**

Schönwald, Bad. Schwarzwald

1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg

Kurhaus Viktoria (Besitzer: Stuttgarter Jugendverein)
in schönster Lage. Behagliche Räume. Fließ. Wasser. Zentralheizung. Bäder. Liegekuren. Geschützte Terrasse. Sportplatz. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pension bei 4 Mahlzeiten inkl. Bedienung u. Heizg. v. Mk. 4.50 bis Mk. 5.—. Tel. 548 Triberg. Prospekte.

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda in Thüringen

Fernsprecher 270 — Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Garten, Liegewiese. Behaglich eingerichtete Zimmer. Bad. Gute Verpflegung. Auch sorgfältig vegetarische und diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde u. Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Leiterin Frau Blume

Glauben Sie wirklich,

daß Sie sich heute keine gute Monatsschrift mehr halten können

?

Bitte lassen Sie sich gegen Einsendung der Portogebühr von 30 Pf. (auch Auslandsmarken) von dem Verlag Georg Westermann in Braunschweig völlig kostenlos und unverbindlich eine Probenummer seiner Westermanns Monatshefte kommen. - Sie werden dann Weiteres hören.

8

Angesichts des Ernstes unserer Zeit und ihrer Unruhe

ist das aufmerksame Lesen eines Blattes wie der „Christlichen Welt" heute **notwendiger denn je!** Sie können das Lesen mancher Zeitung oder Zeitschrift entbehren, aber **nicht** das Lesen der **„Christlichen Welt"! Bitte sagen Sie das auch Ihren Freunden!**

Werbt für die Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegeb. Adressen

Kinderandachten,
wie sie sein sollen und wie sie nicht schöner sein können
so beurteilt die „Christl. Kinderpflege" die Sonntagsandachten

Kommt, Kinder,

wir wollen Andacht halten
v. Pf. Rich. Schulze. 3. Aufl. (geb. 3.25)
Verlag
L. Ungelenk, Dresden A. 27

Neuzelle

Staatliche Aufbauschule für Mädchen
Untertertia bis Oberprima.
Schülerinnenheim. Ausk.:
Dr. Agnes Molthan, Studiendirektorin.

Ferienfreude durch gute Bücher

Auswahl wertvoller unterhaltender Literatur

Helene Böhlau
FÖHN
Roman. In Leinen M 5.25

Eine Dichtung, erfüllt von originellen Gedanken, prächtigen, lebensvollen Szenen. Föhn — das Symbol für die tolle Kraft, die die Menschen wie vom Wirbelsturm erfaßt in Revolution und Inflation verrückt macht.

Gabriele Reuter (Reclams Universum)

Ludwig Finckh
STERN UND SCHICKSAL
Johann Keplers Lebensroman

In Leinen M 5.25

Wie Ludwig Finckh diesem interessanten und spannungsreichen Stoff dichterische Gestalt und volkstümliche Formung zugleich gab, das ist schlechthin bewundernswert und stempelt sein neues Werk zu einem Haus- und Volksbuch edelster Art. Berg.-Märkische Ztg., Elberfeld

Auguste Supper
DIE MÄDCHEN VOM MARIENHOF
Roman. In Leinen M 5.75

Auguste Supper erweist sich hier wiederum als eine echte Volksdichterin, die man beneiden möchte um die Intensität, mit der sie sich in die Schicksale ringender Menschen zu versetzen vermag. National-Zeitung, Essen

Clara Viebig
PRINZEN, PRÄLATEN UND SANSCULOTTEN
Roman. In Leinen M 5.75

Clara Viebig hat auch diesen Stoff mit einer ungeheuren Spannung gestaltet. Die Geschehnisse dieses Buches, das alles ist: Rokoko und Klosterstille, Fest, Aufruhr, Diplomatenspiel, graben sich mit nie zu verlöschenden Zügen ins Gedächtnis. Dresdner Neueste Nachrichten

Ernst Zahn
SIEGER UND BESIEGTE DES LEBENS
Novellen. In Leinen M 5.75

Ein Kleinod vornehmer Erzählungskunst. Die neuen Erzählungen zeugen von ausgereifter Gestaltungskraft und künstlerischer Zucht. Das Buch ist erfüllt von schlichter Zartheit und heimlicher Lyrik. Der Bund, Bern

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Das gute Buch im Leopold Klotz Verlag / Gotha

Unter Gottes Führung
Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen
Herausgegeben von **J. F. Laun**
6.-9. Tsd. Volksausgabe 1.80 Mark, Leinen-Geschenkausgabe vier Mark

„Äußerste Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, Bekennermut, herzliche Gemeinschaft und befreites persönliches Leben, rücksichtslose Hingabe an das Höchste . . . so nötig wie das tägliche Brot." Frankfurter Ztg.

HUGH REDWOOD
Gott im Großstadt-Elend
Ein Buch moderner Wunder. Aus dem Englischen. Preis zwei Mark

„Praktische Liebesarbeit, praktische Sozialarbeit in den dunkelsten Vierteln einer Großstadt. Eine Reihe lebendig geschilderter Bilder. Wirklich moderne Wunder, wunderbare Errettung der Ärmsten aus Not und Elend des Leibes und der Seele." Evangelisch-Sozial

WALTHER CLASSEN
Eintritt des Christentums in die Welt
Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrund der untergehenden antiken Kultur. Leinen zehn Mark

„Das überaus anschaulich und lebendig geschriebene Werk erhebt sich weit über den Charakter einer religionsgeschichtlichen Monographie zum Rang eines großartigen Kulturgemäldes, dem die temperamentvolle persönliche Stellungnahme des Autors und die vielfachen Bezugnahmen auf die jüngste Zeitgeschichte ein Kolorit von fesselnder Unmittelbarkeit verleihen." Hamburger Nachrichten.

WLADIMIR BRENNER
Das Gottestheater
Leinen vier Mark

„Ein großer historischer Roman, der zum erstenmal in deutscher Sprache die Ereignisse in Rußland in der Zeitspanne von 1905–1920 erschöpfend und authentisch darstellt. Handlung und Spannung sind ohnegleichen." Tägliche Rundschau

Die Verteidigungsrede des Sokrates (Platons Apologie)
Übersetzt von **Paul Mühsam.** Gebunden 1.60 Mark

„In dieser Rede spricht das Ewig-Unendliche, das ursprünglich Unüberwindlich-Göttliche des Menschen. Dieses altheidnische Dokument kann eine Hinführung zu Jesus, d. i. zum wahren ursprünglichen Sein göttlichen Menschentums, sein." Hamburger Fremdenblatt

EMIL FROMMEL, ein Gottesfreund für unsere Zeit
Sein Leben und Wirken aus eigener Erinnerung erzählt
von **Theodor Kappstein**
Gebunden fünf Mark

„In des Wortes tiefster Bedeutung ist dies Buch ein Volksbuch, das in das evangelische Haus gehört." Die schöne Literatur

ERNST VINCENT
Leidenschaft und Klarheit
Frauen im Leben Goethes. Gebunden drei Mark

„Dieses schmale schmucke Büchlein umschließt ein inneres Leben mit Goethe. Ein feinfühlig abgestimmtes Seelengemälde, deutschen Frauen besonders willkommen." Deutsches Philologenblatt

Das Buch der Stunde
Ein Ruf für jeden Tag des Jahres. Aus allen Religionen und aus der Dichtung gesammelt von **Paul Eberhardt**
4. Auflage. Leinen 5.40 Mark

„Aus allen Religionen und Konfessionen, aus ferner Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart ein vielstimmiger Chor. Für jede stille Stunde ein Ruf. Ein weltliches Andachtsbuch, ein Laienbrevier." Die Literatur